

Seminar für Ländliche Entwicklung (SLE) Berlin

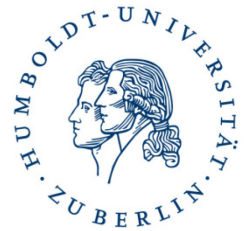
SLE DISCUSSION PAPER SERIE 01/2017

Translokale Livelihoods und ländlicher Strukturwandel in Subsahara-Afrika

Malte Steinbrink



Februar 2017



Translokale Livelihoods und ländlicher Strukturwandel in Subsahara-Afrika

Malte Steinbrink

Februar 2017

Gefördert durch:



**Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung**

**aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages**

SLE Discussion Paper 01/2017

Publiziert von: Seminar für ländliche Entwicklung (SLE)

Humboldt-Universität zu Berlin
Lebenswissenschaftliche Fakultät
Albrecht Daniel Thaer-Institut für Agrar- und Gartenbauwissenschaften
Seminar für Ländliche Entwicklung (SLE)
Hessische Str. 1-2
10115 Berlin
Telefon: 030-2093-6900
Fax: 030-2093-6904

E-Mail: sle@agrار.hu-berlin.de
Website: www.sle-berlin.de

Druckerei

Zerbe Druck & Werbung
Plankstr. 11
15537 Grünheide

Vertrieb

Seminar für Ländliche Entwicklung (SLE)
Hessische Str. 1-2
10115 Berlin

Copyright

SLE 2017

ISSN: 1433-4585
ISBN: 3-936602-86-7

Die SLE Discussion Paper Serie dient der möglichst schnellen Verbreitung erster Ergebnisse aus laufenden Vorhaben des SLE. Die Reihe regt zur kritischen Diskussion der Ergebnisse in Wissenschaft und Praxis an und informiert darüber hinaus die Politik und die interessierte Öffentlichkeit über die Arbeit des SLE. Die Ergebnisse, die in der Serie präsentiert werden, finden später Eingang in Veröffentlichungen in Fachzeitschriften, Metaanalysen und anderen Publikationen.

Das **Seminar für Ländliche Entwicklung (SLE)** gehört zum Albrecht Daniel Thaer-Institut für Agrar- und Gartenbauwissenschaften der Lebenswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Die vier Arbeitsfelder des SLE umfassen den Post-Master Studiengang „**Internationale Zusammenarbeit für nachhaltige Entwicklung**“, **Trainingskurse** für internationale Fachkräfte aus der IZ, anwendungsorientierte **Forschung** sowie **Beratung** für Hochschulen und andere Organisationen.

Das Ziel des Forschungsprojekts „**Ländlichen Strukturwandel in Afrika sozial und ökologisch nachhaltiger gestalten**“ ist es, Strategien, Instrumente und Maßnahmen zu identifizieren, die dazu geeignet sind, den ländlichen Strukturwandel in Afrika sozial inklusiver und ökologisch nachhaltiger zu gestalten. Das Projekt wird durch das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) finanziert und ist Teil der Sonderinitiative „EINEWELT ohne Hunger“.

Inhalte und Schlussfolgerungen in dieser Publikation stehen in der Verantwortung des Autors und repräsentieren nicht notwendigerweise die Positionen des BMZ oder SLE.

Priv.-Doz. Dr. phil Malte Steinbrink, externer Gutachter

E-Mail: malte.steinbrink@uni-osnabrueck.de

Zusammenfassung

Ein Großteil der Menschen in Afrika südlich der Sahara organisiert seine Lebensführung in Zusammenhängen, die sich raumübergreifend über große Entfernungen hinweg aufspannen. Die Herausbildung translokaler Livelihoods ist kein neuer, aber ein zunehmend an Bedeutung gewinnender Prozess, der gleichzeitig immer stärkere Effekte auf die lokalen Bedingungen und Entwicklungen haben wird. Sowohl Stadtentwicklungsdynamiken als auch Prozesse des ländlichen Strukturwandels werden hiervon künftig noch mehr beeinflusst, als sie es ohnehin schon sind.

Dass die informellen sozialräumlichen Land-Stadt-Verflechtungen von „Entwicklungsexperten“ in Wissenschaft und Praxis zu wenig beachtet werden, hat nicht zuletzt institutionelle Gründe. So etablierten sich zwei spezialisierte und eigenständige Fachgemeinden, von der sich die eine um Stadtentwicklung und die andere um ländliche Entwicklung im Globalen Süden kümmert. Beide Expertenkreise blieben sich oft fremd und agierten weitgehend unabhängig voneinander. Insofern ist die Forderung nach einer stärkeren inhaltlichen und strategischen Berücksichtigung translokaler Beziehungen in der Praxis durchaus voraussetzungsvoll, zumal die Experten auf beiden Seiten sowohl die Regulierungs- als auch die Interventions- und Förderbedarfe nicht im Management des rural-urbanen Gefüges sehen, sondern – je nach fachlicher Provenienz – entweder in Hinblick auf die Problemlagen der städtischen oder der ländlichen Entwicklung. Hinzu kommt, dass die administrative Logik von Planung und Politik nach wie vor auf territoriale Einheiten fokussiert. Politik und Verwaltung halten oftmals an sedentären bzw. lokalen Entwicklungskonzepten fest; immer noch werden Migration und „Entwicklung“ eher als alternative denn als interdependente Prozesse betrachtet.

Diesen institutionellen Hindernissen zum Trotz ist es sowohl für die Entwicklungsforschung als auch für die praktische Entwicklungszusammenarbeit an der Zeit, eine translokale Perspektive einzunehmen und anzuerkennen, dass Land und Stadt sozioökonomisch vielfach so stark miteinander verflochten sind, dass eine getrennte Betrachtung immer mehr an Sinnhaftigkeit einbüßt, wenn es darum geht, die alltägliche Existenzsicherung vieler Menschen in Afrika sowie die Komplexität translokaler Verflechtungen und ihrer Wirkungen zu verstehen. Es gilt zu erkennen, dass Mobilität und raumüberspannende Verflechtung zur normalen Lebensrealität gehören und somit als integrale Momente von ländlicher und städtischer „Entwicklung“ zu bewerten sind.

Dieses Discussion-Paper stellt ebenso die Bedeutung translokaler Livelihoods heraus wie deren Wirkungen auf verschiedene Dimensionen des ländlichen Strukturwandels. Es ist ein Plädoyer für eine translokale Perspektive auf „Entwicklung“.

Der vorliegende Bericht ist eine Zusammenfassung eines Gutachtens, welches im Auftrag des SLE im Rahmen des Forschungsprojekts „Ländlichen Strukturwandel in Afrika sozial und ökologisch nachhaltiger gestalten“ erstellt wurde. Die ausführliche Version der Expertise liegt mittlerweile als Buchpublikation vor:

Steinbrink, M. und Niedenführ, H. (2017): Afrika in Bewegung. Migration, Translokale Livelihoods und ländlicher Strukturwandel in Subsahara-Afrika (=Global Studies). Transcript: Bielefeld.

Im hier vorliegenden Text wird jeweils zu Beginn der Abschnitte auf die entsprechenden Kapitel und Seiten der Monographie verwiesen.

Schlüsselwörter

Translokale Livelihoods, Migration, Land-Stadt-Verflechtungen, ländlicher Strukturwandel, translokale Entwicklung

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	iii
Inhaltsverzeichnis	v
Abbildungsverzeichnis	vi
Abkürzungen	vi
 1 Konzeptionelles	 1
1.1 Was ist Translokaltät?	1
1.2 Translokalisierung der Livelihood-Forschung	2
1.2.1 Translokale Community	3
1.2.2 Translokaler Haushalt	3
1.2.3 Translokale Livelihoods	4
 2 Translokale Livelihoods in Afrika südlich der Sahara	 7
2.1 „Urbanisierung ohne Wachstum, aber mit Translokalisierung“	7
2.2 Verbreitung translokaler Livelihoods	8
2.3 Räumliche Muster translokaler Livelihoods	9
2.4 Zeitliche Muster	10
2.5 Muster des Wandels der Migrationsformen im Translokalisierungsprozess	11
2.6 Wer bleibt, wer geht, wer kommt zurück?	14
2.6.1 Gender	14
2.6.2 Alter	15
2.6.3 Bildung	15
2.7 Neue Kommunikationsformen und -muster	16
 3 Einfluss translokaler Livelihoods auf ländlichen Strukturwandel	 17
3.1 Ökonomische Dimension	17
3.1.1 Rimessen	17
3.1.2 „Mobile Cash“	18
3.1.3 Nutznießer der Rimessen	19
3.1.4 Verwendung von Rücküberweisungen	20
3.1.5 Arbeitskraft und Arbeitslast	22
3.1.6 Innovation/Wissen	23

3.2 Ökologische Dimension	24
3.3 Soziale Dimension	27
3.3.1 Bildung	27
3.3.3 Gender.....	30
3.3.4 Gesundheit	34
4 Schlussbetrachtung	41
Bibliographie	47

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Translokale Verflechtungen.....	4
Abb. 2: Phasenmodell der Translokalisierung: Diversifizierung des Migrationsgeschehens im Translokalisierungsprozess	12
Abb. 3: Wichtigste Veränderungen durch die Migration von Haushaltsmitgliedern (getrennt nach sozioökonomischen Statusgruppen; n = 130).....	37

Abkürzungen

ART	antiretrovirale HIV-Therapie
IOM	International Organization for Migration
ODA	Official Development Assistance
OECD	Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

1 Konzeptionelles

1.1 Was ist Translokalität?

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 2.3, S. 41ff.

Entwicklungs- und Migrationsforschung, die sich auf dichotome Kategorien wie modern/traditionell, Herkunft/Ziel oder Stadt/Land stützt, stellt stets das Trennende in den Vordergrund. Der Komplexität und Kontextualität empirischer Realitäten kann ein solches Denken nicht gerecht werden. In den letzten Jahren haben sich in der Migrations- und in der Entwicklungsforschung deshalb zunehmend Ansätze herausgebildet, deren Ziel es ist, die analytische Relevanz trivial-dualistischer Kategorien auszuhebeln. Hierzu gehört auch die konzeptionelle Etablierung einer translokalen Perspektive, die vor allem das konventionelle Containerraumdenken zu überwinden sucht (u.a. Lohnert, Steinbrink 2005; Steinbrink 2007, 2009a/b, 2010, 2012; Brickell, Datta 2011; Zoomers, van Westen 2011; Verne 2012; Greiner, Sakdapolrak 2013, Steinbrink und Peth 2014, Benz 2014). In dieser Perspektive wird insbesondere das Verbindende in den Fokus genommen.

Dass der Begriff der „Translokalität“ keineswegs eindeutig definiert ist, liegt insbesondere daran, dass der Entstehungskontext des Terminus und seiner Bedeutungen recht diffus ist und sich nicht klar auf das Werk eines einzelnen Autors zurückführen lässt. Heute wird der Begriff als akademisches *catch word* in sehr unterschiedlichen thematischen und disziplinären Zusammenhängen verwendet. Doch trotz bestehender definitorischer Unklarheiten und deutlicher Unterschiede im Detail lassen sich fraglos Gemeinsamkeiten feststellen: Disziplinübergreifend benutzen Autoren den Translokalitätsbegriff gemeinhin, wenn sie bestimmte Limitierungen herkömmlicher, implizit auf spezifisch räumlichen Grenzziehungen basierender Konzepte überwinden wollen und gesellschaftliche Phänomene betrachten, die aus intensiven grenz- und distanzüberschreitenden Mobilitäten von Menschen, Gütern, Informationen, Ideen und Symbolen etc. hervorgehen. Die Translokalitätsforschung ist darum bemüht, die durch immer komplexere sozialräumliche Dynamiken entstehenden Spannungen zwischen Mobilität und Lokalität besser zu verstehen und den Realitäten der „Netzwerkgesellschaft“ (Castells 2001) Rechnung zu tragen.

Für die Entwicklungsforschung definiert Greiner (2011: 610) Translokalität als *“the emergence of multidirectional and overlapping networks created by migration that facilitate the circulation of resources, practices and ideas and thereby transform the particular localities they connect. Translocality thus refers to the dynamics, linkages and interdependencies of the multidimensional social space connecting migrants’ areas of origin and destination.”*

1.2 Translokalisierung der Livelihood-Forschung

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 3.1, S. 48ff.

Livelihood-Ansätze werden in der Entwicklungsforschung seit fast drei Jahrzehnten als Analyse-rahmen verwendet, wenn es darum geht, menschliche Handlungsstrategien in von Risiko und Unsicherheit geprägten ländlichen und städtischen Kontexten zu untersuchen. Als handlungs- und akteursorientiertes Analyseinstrument fokussiert die Livelihood-Forschung auf die Mikroebene der Haushalte und deren Ausstattungen mit materiellen wie immateriellen Ressourcen sowie auf die Handlungsoptionen und -strategien der Ressourcennutzung in spezifischen Handlungskontexten. Die Stärke des Ansatzes besteht darin, dass er ein Verständnis der Entscheidungs- und Handlungslogiken sowie der konkreten strategischen Handlungen von Haushaltsmitgliedern ermöglicht. Analysiert wird der Einsatz der Haushaltsressourcen als Anpassungs- oder Bewältigungsstrategien im Alltagshandeln. Somit stellt der Livelihood-Ansatz eine Zielgruppenorientierung für die praktische EZ her und liefert somit auch konkrete Ansatzpunkte für externe Interventionen. Dieser praktischen Anwendbarkeit mag es geschuldet sein, dass Livelihoods-Untersuchungen allzu leicht auf einer deskriptiven Ebene verharren.

Der Livelihood-Ansatz hat in den letzten beiden Jahrzehnten viel Kritik ob seiner theoretischen und heuristischen Begrenztheit erfahren. Ein Hauptkritikpunkt bezieht sich auf die konzeptionelle Schwäche hinsichtlich der Berücksichtigung makrostruktureller Faktoren und gesellschaftlicher Machtverhältnisse jenseits der Haushaltsebene (Benz 2014). Der Ansatz gilt als sozialtheoretisch unterkomplex. Eine weitere konzeptionelle Schwäche konventioneller Livelihood-Forschung ist die „flächenräumliche Befangenheit“ (Steinbrink 2009a) der konventionellen Forschungsperspektive: Da die empirischen Forschungen überwiegend auf lokalen Fallstudien basierten, vernachlässigten die Untersuchungen oft, dass die erforschten lokalen Lebenszusammenhänge nur als Teilstrukturen eines Gesamtzusammenhangs verständlich werden. Eine Livelihood-Forschung, die sich an territorialen Grenzziehungen orientiert, zerschneidet leicht die zu untersuchenden sozialen Zusammenhänge, zumal es zunehmend die Migration ebenso wie die soziale Vernetzung über große Distanzen und Grenzziehungen hinweg sind, die die Existenzsicherung erst ermöglichen. Insofern wundert es auch nicht, dass die herkömmlichen Livelihood-Studien große Schwierigkeiten damit hatten, die neuen Mobilitäten in den ländlichen Peripherien des Globalen Südens konzeptionell zu fassen. Erst in den letzten zehn Jahren bemüht sich die internationale Entwicklungsforschung, die räumliche bzw. raumübergreifende Dimension der Livelihoods stärker zu berücksichtigen (King 2011). In der Konsequenz hieß das: Der Blickwinkel der Livelihood-Forschung musste sich verändern, um sich von dem Containerdenken der bisherigen Paradigmen zu befreien. Für einen Gegenentwurf respektive eine Erweiterung kommt es also zunächst darauf an, eine translokale Perspektive in der Livelihood-Forschung zu entwickeln. Das setzt jedoch einige Anpassungen des begrifflich-konzeptionellen Instrumentariums sowie des empirischen Forschungsdesigns voraus:

1.2.1 Translokale Community

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 3.2, S. 51ff.

Die Livelihood- und Verwundbarkeitsforschung steht in der Tradition der sozial-anthropologischen *community studies* – und diesen liegt die Vorstellung einer Kongruenz von Sozialraum und Territorium zugrunde. Angesichts heutiger Migrationsprozesse und der großen Bedeutung sozialer Vernetzung jenseits von Gemeindegrenzen verliert diese Vorstellung immer mehr an empirischer Plausibilität. Deshalb ist es sinnvoll, von translokalen Communities zu sprechen. Eine *translokale Community* lässt sich als eine Gemeinschaft von Menschen definieren, deren Mitglieder an unterschiedlichen Orten leben, die durch funktionale Interdependenzen verknüpft sind, die tendenziell stärker sind als jene, die sie mit anderen Menschen im weiteren sozialen Umfeld verbinden. Die Community ist demnach nicht als räumliche Entität, sondern als soziales Netzwerk zu verstehen. Das prinzipielle Definitionskriterium ist demnach das, was Menschen füreinander tun, und nicht der Ort, an dem sie leben. Letztlich ist der Begriff der translokalen Community weitgehend deckungsgleich mit dem abstrakteren Begriff des translokalen (Sozial-)Raums, verweist jedoch stärker auf die besondere Bedeutung der Gemeinschaftlichkeit als Ressource.

1.2.2 Translokaler Haushalt

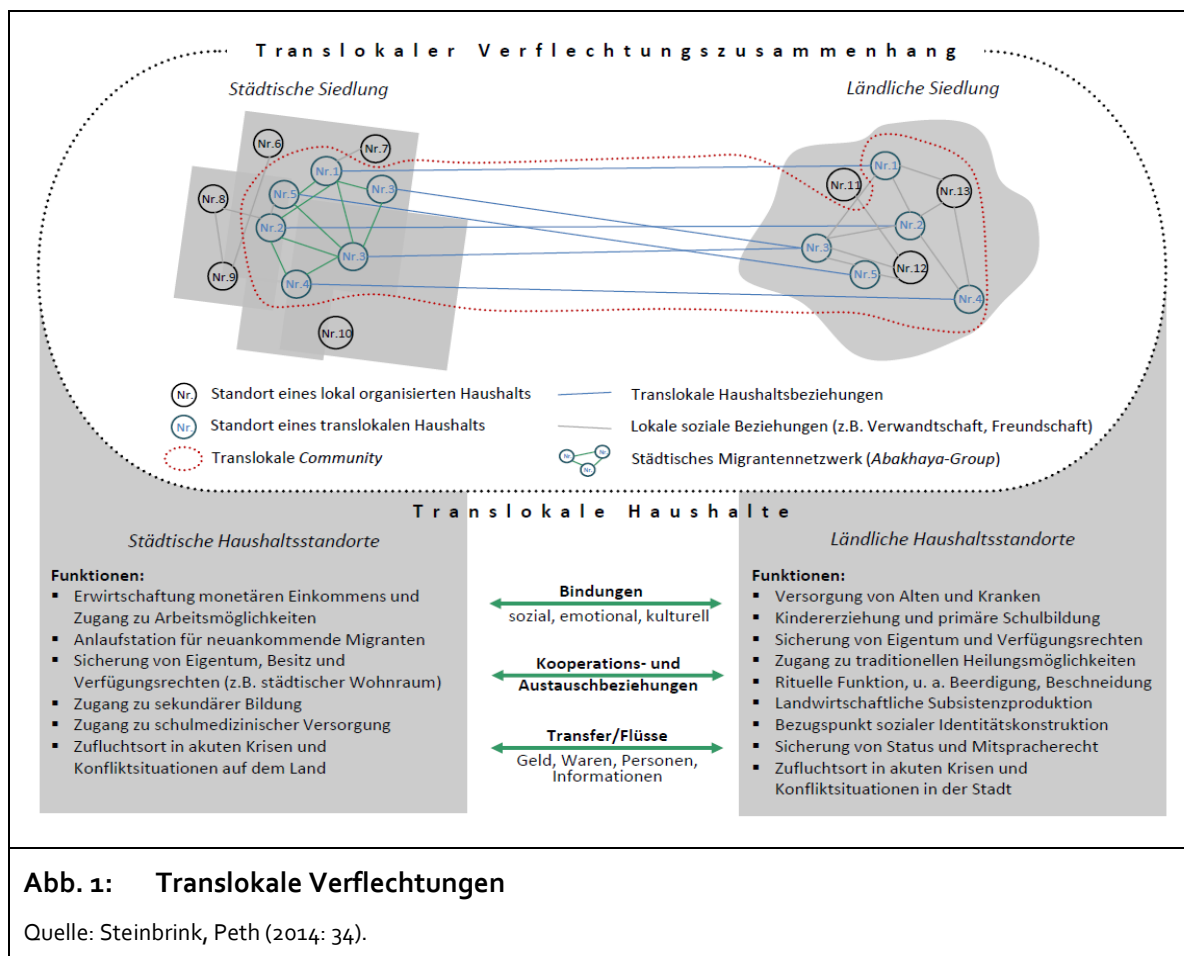
→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 3.2, S. 52ff.

Der Haushalt ist die zentrale Betrachtungs- und Analyseeinheit der Livelihood-Forschung; gemeinhin wird der Haushalt als Träger der Livelihoods betrachtet. Die gängigen Definitionen definieren den Haushalt als eine Gruppe von Menschen, die koordiniert Entscheidungen über die Ressourcenverwendung trifft, ihre Einkünfte zusammenlegt und gemeinsam wohnt. Insbesondere in dem Definitionskriterium des Zusammenwohnens manifestiert sich erneut eine container-räumliche Befangenheit.

Eine translokale Perspektive erfordert deshalb, den Haushalt aus seinen „vier Wänden“ zu befreien! Stattdessen sollten die durch spezifische soziale Rollen und kulturelle Normen geregelten, reziproken Beziehungen des Teilens, der Kooperation und des Austauschs als Definitionskriterium gelten. Es geht also darum, auch den Haushalt darüber zu bestimmen, was Menschen füreinander tun, und nicht darüber, wo sie schlafen. Es bietet sich somit an, Haushalt als eine im spezifischen sozialen Kontext anerkannte „haushaltende“ Gemeinschaft zu definieren, deren Mitglieder ihre Aktivitäten der Konsumption, Reproduktion und Ressourcennutzung über lange Zeit hinweg koordinieren. Wenn die Mitglieder eines so definierten Haushalts an unterschiedlichen Orten leben und über eine räumliche Distanz hinweg *haushalten*, kann von einem *translokalen Haushalt* gesprochen werden. Diese Bezeichnung trägt der Tatsache Rechnung, dass die Organisation der Existenzsicherung oft gar nicht räumlich sedentär gebunden ist. Vielmehr ist sie eben gerade nur mithilfe der translokalen Organisation einer Mehrfachverortung möglich.

Innerhalb translokal organisierter Haushaltsgemeinschaften bestehen soziale, emotionale und kulturelle Bindungen zwischen Akteuren an unterschiedlichen Orten sowie vielfältige Austausch- und Kooperationsbeziehungen in Form von Geld-, Waren-, Personen- und Informationstransfers. Aus dieser Perspektive handelt es sich bei der rural-urbanen Arbeitsteilung eher um eine Funktionsteilung zwischen verschiedenen Haushaltsstandorten als um eine strikte Verteilung von Auf-

gaben zwischen den Haushaltsangehörigen, die häufig – mal länger, mal weniger lang – sowohl in der Stadt als auch auf dem Land leben und dort jeweils ortsspezifische Aufgaben übernehmen.



1.2.3 Translokale Livelihoods

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 3.2, S. 57ff.

Mit dem Begriff des translokalen Haushalts steht nun der wichtigste Terminus für die translokale Perspektive der Livelihood-Forschung zur Verfügung: Translokale Haushalte sind die Träger translokaler Livelihood-Systeme. Ein *translokales Livelihood-System* ist demnach ein System der Lebenshaltung eines Haushalts, dessen Mitglieder sich nicht alle an demselben Ort aufhalten. In einem translokalen Livelihood-System wird sowohl die Nutzung der an den verschiedenen Haushaltsstandorten verfügbaren materiellen und immateriellen Ressourcen koordiniert als auch das strategische Handeln der dort lebenden Mitglieder, um die individuellen wie kollektiven Bedürfnisse zu befriedigen und die Existenz aller Haushaltsmitglieder langfristig zu sichern.

Mithilfe dieser Definition lassen sich translokale Handlungen (z. B. zwischen Land und Stadt in Afrika) als strategische Handlungen und integraler Bestandteil der kollektiven Existenzsicherung konzeptualisieren.

Die Akteure an den verschiedenen Orten stehen in einem flächenraumübergreifenden Interaktionszusammenhang und sind in ihrer Lebensabsicherung aufeinander angewiesen. Struktur und Organisation der translokalen Haushalte verdeutlichen das existenzielle Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Akteuren an den unterschiedlichen Standorten. Städtische wie ländliche Existenzsicherung sind also oft nur Elemente eines translokalen Existenzsicherungssystems: Die räumliche Diversifizierung erlaubt es, Wirtschaftsaktivitäten miteinander zu kombinieren und die jeweiligen Möglichkeiten an den verschiedenen Orten zu nutzen. Durch die translokalen Netzwerke verschmelzen die Opportunitätsstrukturen an den unterschiedlichen Orten zu der einen Opportunitätsstruktur des translokalen Sozialraums. Migration, Kooperation und Austausch sind die Bedingungen für das Funktionieren translokaler Livelihood-Systems.

2 Translokale Livelihoods in Afrika südlich der Sahara

2.1 „Urbanisierung ohne Wachstum, aber mit Translokalisierung“

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 5.1, S. 89ff.

Obwohl Afrika mit einem durchschnittlichen Urbanisierungsgrad von ca. 40 % (UN Population Fund, State of World Population 2010: 105) nach wie vor der am wenigsten verstädterte Erdteil ist, werden die Staaten gerade wegen des enormen Tempos der Verstädterung vor weitreichende Probleme gestellt; denn mit einer geschätzten Urbanisierungsrate von jährlich 3,4 % (UN Population Fund, State of World Population 2010: 105) ist Afrika mit Abstand der am schnellsten sich verstädternde Kontinent.

Die besonderen Herausforderungen resultieren jedoch weniger aus dem quantitativen Ausmaß der Urbanisierungsdynamik als vielmehr aus den ökonomischen und sozialen Rahmenbedingungen, unter denen das enorme Städtewachstum abläuft. Anders als in Nordamerika und Europa geht die afrikanische Verstädterung nämlich nicht mit einer positiven volkswirtschaftlichen Entwicklung einher, sondern findet auch in Zeiten wirtschaftlicher Stagnation und immenser nationaler Verschuldung statt. Inzwischen sind die ärmsten Länder oft jene mit den höchsten Urbanisierungsraten.

Die wirtschaftliche Krise des subsaharischen Afrikas war zu Beginn vor allem eine ländliche Krise, die sich in einer stetig rückläufigen landwirtschaftlichen Pro-Kopf-Produktionsrate und einer fortschreitenden Verringerung der Möglichkeiten für (Semi-)Subsistenzwirtschaft ausdrückte. Die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich in vielen ländlichen Gebieten Afrikas so weit, dass als einziger Ausweg oft nur die Abwanderung in städtische Gebiete blieb.

Vor allem wegen ihrer schwach entwickelten Produktionsstrukturen verfügen Afrikas Städte jedoch nicht über die Kapazitäten, die nötig wären, um die große Zahl der aus ländlichen Gebieten Zugewanderten in den formellen Bereich der Wirtschaft einzugliedern. Deshalb sind die meisten der Land-Stadt-Migranten auf informelle oder semi-formelle, meist prekäre Wirtschaftstätigkeiten angewiesen.

Die Urbanisierungsdynamik in Afrika ist ein Prozess des Städtewachstums ohne entsprechendes Wirtschaftswachstum; man kann ihn auch als „Urbanisierung der Armut“ bezeichnen. Viele Land-Stadt-Migranten geraten in eine Art städtische Armutsfalle, der sie aufgrund der prekären Bedingungen des Arbeitsmarktes und der stark steigenden Preise für städtischen Wohnraum und Nahrungsmittel nicht entkommen können.

Solange die Entwicklung der Erwerbsmöglichkeiten nicht mit der Dynamik des Bevölkerungswachstums in den Städten Afrikas Schritt hält, wird die urbane Lebenssituation vieler Land-Stadt-Migranten dauerhaft von Unsicherheit und Risiko geprägt sein. Deshalb finden die Land-Stadt-Wanderungen auch sehr selten als Umzug kompletter Haushaltsgemeinschaften statt.

Meist ziehen lediglich einzelne Familienmitglieder auf der Suche nach Arbeit in die Städte; das Aufrechterhalten enger sozialer und ökonomischer Verbindungen in die Herkunftsregionen ist ein wichtiger Aspekt des sicherheitsrationalen Handelns verwundbarer städtischer Gruppen (Steinbrink 2009b).

In Afrika ist die städtische Sesshaftigkeit deshalb bis heute nicht zur Norm geworden: Zirkuläre Mobilität, der intensive Kontakt zum Herkunftsdorf und die translokale Haushaltsführung sind in den meisten urbanen Zentren Afrikas als dauerhaft zu erachten. Das heißt, entgegen den klassischen Modellen der „*urban transition*“ und der „*Mobilitätstransition*“ (Zelinsky 1971) sind zirkuläre Formen der Migration und intensive Land-Stadt-Verflechtungen in Afrika keine temporären, sondern zeitlich stabile Erscheinungen. Die Urbanisierung in Afrika ist daher nur unter Berücksichtigung der Translokalität und deren starker strukturbildender Wirkung umfassend zu beschreiben. Für Politik, Planung und Entwicklungszusammenarbeit gilt es, die Tatsache anzuerkennen, dass Urbanisierung und Translokalisierung in Afrika parallele Prozesse sind und afrikanische Urbanität kaum ohne Translokalität zu denken ist.

2.2 Verbreitung translokaler Livelihoods

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 5.2, S. 95ff.

Das beschriebene Muster der Urbanisierung ist trotz regionaler Unterschiede im Einzelnen auf den gesamten afrikanischen Kontext übertragbar, so dass man insgesamt von einer sehr starken Verbreitung translokaler Existenzsicherungssysteme ausgehen kann.

Quantitativ zu erfassen, wie viele Menschen in Subsahara-Afrika ihre Livelihoods in translokalen Zusammenhängen organisieren, ist indes äußerst schwierig. Die ohnehin in vielen Staaten Afrikas defizitäre Zensusdatenlage gibt keine Hinweise auf Umfang und Richtung translokaler Verflechtungen. Eine Hauptschwierigkeit besteht zudem darin, dass bei der Erhebung von Zensusdaten in der Regel von Sesshaftigkeit ausgegangen wird und Haushaltsgemeinschaften über die Ko-Residenz definiert werden, so dass mit den gängigen Erhebungsinstrumenten translokale Haushaltsstrukturen also methodisch nicht erfasst werden können. Auch Migrationsbewegungen werden vornehmlich nur international – und ebenfalls sehr lückenhaft – registriert. Einwohnermeldesysteme, aus denen sich belastbare Umzugsdaten ermitteln ließen, existieren nicht.

Da verlässlich aggregierte Daten über Prozesse innerstaatlicher Binnenmigration also nicht vorliegen, lässt sich der Grad der Einbettung der afrikanischen Gesamtbevölkerung in translokale Zusammenhänge kaum seriös abschätzen. Demzufolge muss eine quantitative Abschätzung auf den Erkenntnissen aus lokalen und regionalen Einzelstudien aufbauen. Auf Grundlage einer umfangreichen Zusammenschau zahlreicher Studien und quantitativer Daten aus verschiedenen regionalen Kontexten wagen Steinbrink, Niedenführ (2017) jedoch eine sehr grobe quantitative Abschätzung zum Phänomen der translokalen Livelihoods im subsaharischen Afrika: Sie schätzen, dass 40 % bis 60 % der Menschen in ländlichen Regionen in translokal organisierten Haushaltsstrukturen leben. Bei einer angenommenen Bevölkerungszahl von 973 Millionen (Weltbank 2016) und einem Urbanisierungsgrad von ca. 37 % bedeutet das eine Gesamtzahl von 245 bis 365 Millionen Menschen. Da der Prozentsatz der städtischen Bevölkerung mit engen translokalen

Bezügen noch höher liegt, legen die Autoren hier einen groben Schätzwert von 70 % an. Das entspräche einer Gesamtzahl von weiteren ca. 250 Millionen Menschen. In der Summe bedeutete das, dass in Subsahara-Afrika mehr als eine halbe Milliarde Menschen – über 50 % der Gesamtbevölkerung – in translokale Livelihood-Systeme eingebunden sind.

Wenn diese sehr grobe Schätzung auch nur annähernd der tatsächlichen Größenordnung entspricht, wird erneut deutlich, dass Politik und Entwicklungszusammenarbeit dem Phänomen der translokalen Existenzsicherung zwingend mehr Beachtung schenken sollten.

2.3 Räumliche Muster translokaler Livelihoods

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 5.3.1, S. 101ff.

Wie dargestellt, ist Translokalität in Afrika gewissermaßen ubiquitär. Ob es zwischen afrikanischen Großregionen regionale Unterschiede hinsichtlich der Intensität translokaler Verflechtungen und der Bedeutung translokaler Livelihood-Systeme gibt, ist anhand der vorliegenden Fallstudien nicht zu beantworten. Hierzu wären weitere und dezidiert vergleichende Studien notwendig.

Trotzdem lassen sich einige räumliche Muster und Regelmäßigkeiten feststellen, die hier nur stichpunktartig aufgeführt werden:

- Entgegen dem gängigen medialen Bild von der „Flut“ afrikanischer Migranten, die nach Europa kommen, ist festzustellen, dass die interkontinentale Migration im Vergleich zu der grenzüberschreitenden innerafrikanischen Migration nur einen geringen Anteil ausmacht. Etwa zwei Drittel der internationalen Migranten wandern in andere subsaharische Staaten. Der Binnenwanderung allerdings kommt sicherlich die größte Bedeutung im afrikanischen Migrationsgeschehen zu.
- Die Migration findet häufig aus den Binnenregionen in Richtung Küste statt, wo sich vielfach die größeren Städte befinden.
- Obwohl die translokalen Livelihoods, die sich zwischen ländlichen und städtischen Gebieten organisieren, sicherlich dominieren und vor allem am besten untersucht sind, ist dies keinesfalls die einzige Konstellation. So gibt es auch zahlreiche Hinweise auf starke translokale Verflechtungen zwischen ländlichen Gebieten.
- Es gibt einen Zusammenhang zwischen klimatischen bzw. agrarökologischen Bedingungen und temporärer Migration: So weisen z. B. laut der vergleichenden Studie im Sahel von Rain (1999) die aridesten Gebiete die höchsten Migrationsraten auf. Insofern ist anzunehmen, dass es bei klimatischen bzw. landwirtschaftlichen Extremverhältnissen eine stärkere Tendenz zu translokal diversifizierter Haushaltsführung gibt als in fruchtbareren Gebieten.
- „*step-wise migration*“: Oft wird aus den ländlichen Gemeinden zunächst in kleinere, näher gelegene urbane Zentren migriert und dann in größere und weiter entfernte Städte im In- oder Ausland. Diese *step-wise migration* bedeutet auch eine weitere räumliche Ausdehnung des translokalen Feldes, was auch nachfolgenden Migranten neue Möglichkeiten eröffnet.

- Die Entwicklungen im Transportsektor sowie vor allem im Zuge der immensen technologischen Fortschritte im Bereich der Telekommunikation und der neuen Medien (inkl. *mobile cash transfers*) bedingen die Tendenz, dass sich die translokalen Livelihoods über immer größere Distanzen aufspannen. Das Kontakthalten, die Mobilität und der translokale Austausch werden dank dieser technologischen Neuerungen auch über große Entfernungen hinweg erleichtert.
- Die sich im Zuge der Translokalisierung der Livelihoods etablierenden Netzwerkbeziehungen, die von den jeweiligen Dörfern ausgehen, richten sich meist auf relativ wenige andere Orte aus; sie bilden also klare räumliche Schwerpunkte aus, die ihrerseits aus kumulativen Prozessen der Netzwerkverdichtung resultieren. Einmal etablierte Netzwerkbezüge zwischen Orten sind durch eine große Persistenz geprägt, die Ausrichtung der Netzwerke ist zeitlich oft erstaunlich stabil. Andererseits erweisen sich die translokalen Netzwerke nach innen hin als sehr flexibel. Hinsichtlich der räumlichen Mobilität, die innerhalb der etablierten Strukturen stattfindet, sind die translokalen Livelihoods anpassungsfähig und „reaktions-schnell“: So stellen sich die Wanderungsbewegungen und -richtungen in den translokalen Netzwerkstrukturen oft unmittelbar auf bestimmte Veränderungen der Handlungskontexte und -opportunitäten in den unterschiedlichen vernetzten Teilräumen des translokalen Gefüges ein (z. B. auf klimatische Bedingungen, Preisschwankungen für Nahrungsmittel und Mieten, Lohnerwerbsmöglichkeiten, politische Situation). Diese Form der flexiblen Anpassung ist letztlich nur dank tragfähiger sozialer Land-Stadt-Netzwerke möglich, also nur deshalb, weil die Livelihoods translokal organisiert sind.

2.4 Zeitliche Muster

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 5.3.2, S. 107ff.

Das Mobilitätsverhalten in den translokalen Netzen reagiert sehr unmittelbar auf Veränderungen der Handlungskontexte an den verschiedenen Orten. Diese Veränderungen sind abhängig von vielfältigen politischen wie ökonomischen Faktoren auf unterschiedlichen räumlichen Maßstabsebenen und ihr Auftreten ist somit nicht vorauszusagen. Trotzdem lassen sich bestimmte zeitliche Regelmäßigkeiten feststellen, die sich vor allem auf Muster der Mobilität im Jahresverlauf beziehen: Das betrifft (1) die *Saisonalität* zirkulärer Arbeitsmigrationen und (2) Besuche im Heimatdorf im Zusammenhang mit *Festen und Urlaubszeiten*:

Zu 1) Zirkuläre Arbeitsmigration aus kleinbäuerlich geprägten Gebieten im subsaharischen Afrika folgt häufig dem jährlichen Zyklus der Landwirtschaft, ist also verbunden mit Aussaat und Ernte bzw. den Regen- und Trockenzeiten. Viele arbeitsfähige Männer und Frauen verlassen zum Ende der Regenzeit ihre Heimatdörfer, um entweder in Städten einer Erwerbstätigkeit nachzugehen oder aber „dem Regen folgend“ Lohnarbeit in einem anderen ländlichen Gebiet zu finden. Diese Form der Arbeitswanderung dient oft dem sicherheitsrationalen Zweck, die Versorgungslücke in landwirtschaftlich inaktiven Phasen zu schließen. Die Rückkehr erfolgt meist zu Beginn der nächsten Regenzeit bzw. in landwirtschaftlich aktiven Phasen, da die Migranten dann wieder als Arbeitskräfte für den Ackerbau benötigt werden. Die saisonalen Zirkularitätsmuster sind jedoch nicht nur vom landwirtschaftlichen Produktionszyklus in den Herkunftsgebieten abhängig. Gera-

de bei Land/Land-Netzwerken ist der saisonale Bedarf an landwirtschaftlicher Arbeitskraft im agrarischen Lohnsektor im Zielgebiet ausschlaggebend. Nach Ablauf des Saisonarbeitsvertrags gehen die Arbeiter oft wieder zurück in ihre Herkunftsdörfer – unabhängig davon, ob dort landwirtschaftliche Arbeitskräfte benötigt werden oder nicht.

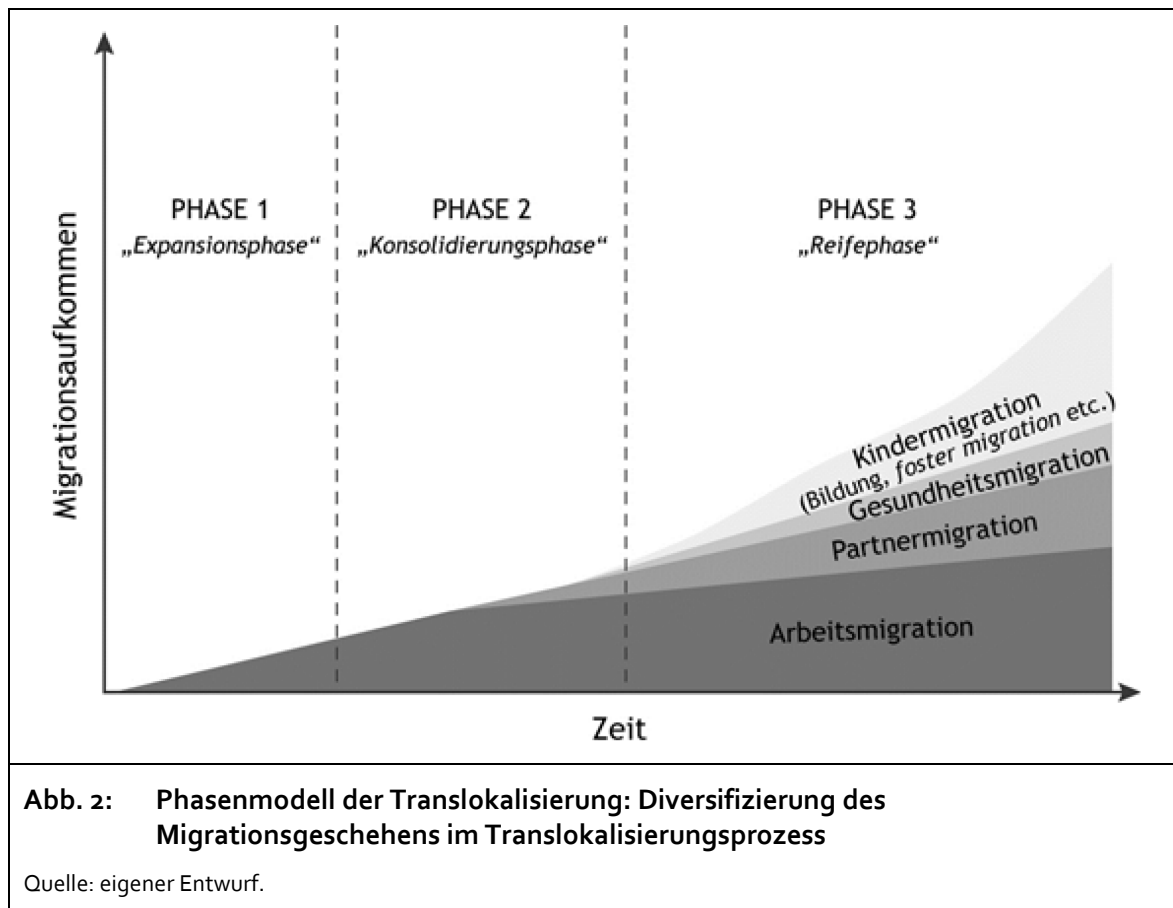
Zu 2) Neben der saisonal-zirkulären Migration kehren die meisten Migranten auch zu Besuchszwecken in ihre Herkunftsdörfer zurück. Hierbei sind ebenfalls zeitliche Muster erkennbar, denn die Besuchsfrequenz ist meist aufgrund fester Urlaubszeiten und Feiertage zyklisch im Jahresverlauf strukturiert. In christlich geprägten Gegenden Afrikas z. B. sind insbesondere die Weihnachts- und Osterfeiertage wichtige „Fixpunkte“ im Jahr. Steinbrink (2009a) berichtet z. B. aus Townships in Kapstadt, wo sich die Wohnbevölkerung in Dezember und Januar teilweise auf etwa ein Drittel reduziert, während sich die Zahl jener, die sich zeitgleich in ländlichen Gebieten in der *Eastern Cape Province* aufhielten, nahezu verdoppelt. Diese deutliche saisonale Verschiebung der Aufenthaltsorte großer Bevölkerungsteile ist in verschiedenen afrikanischen Ländern zu beobachten. Oft werden auch andere (z. T. regional- und kulturspezifische) Feste und Rituale wie Hochzeiten, Taufen und Beschneidungen in die jährlichen Ferien- und Urlaubszeiten gelegt. Häufig bringen die Migranten zu diesen Anlässen Geld- oder Sachgeschenke für die Familienangehörigen auf dem Land mit. Aber auch „glücklose“ Arbeitssuchende kehren gerade dann in die Dörfer zurück – nicht zuletzt in der Hoffnung, von den „erfolgreicheren“ Migranten Informationen über Erwerbsmöglichkeiten an anderen Orten zu erhalten. Im translokalen Netzwerk bilden die Herkunftsdörfer meist den zentralen räumlichen Knoten; und jede Festivität ist eine wichtige Gelegenheit für den Face-to-Face-Kontakt zwischen den Mitgliedern der translokalen Community, die ansonsten oft sehr weit voneinander entfernt leben.

Feiertage, Feste und Rituale im Herkunftsgebiet der Migranten haben demnach eine immense Bedeutung für den translokalen Zusammenhalt, da sie verlässliche Gelegenheiten sind, um bestehende soziale Bindungen zu festigen, neue aufzubauen und um Informationen auszutauschen.

2.5 Muster des Wandels der Migrationsformen im Translokalisierungsprozess

→ Steinbrink und Nietenführ (2017), Kap. 5.3.3, S. 112ff.

Translokale Livelihoods sind nicht nur das Ergebnis von Migrationen, vielmehr bringt Translokalisierung auch Migrationen hervor. Die Formen der Migrationen, die Migrationsmotive sowie die beteiligten Personengruppen unterliegen im Kontext von Translokalisierungsprozessen einem zeitlichen Wandel. Sich diesen Wandel zu vergegenwärtigen hilft, das Migrations-/Mobilitätsgeschehen in Afrika besser zu verstehen. Hier soll deshalb ein idealtypisches dreiphasiges Modell (vgl. Abb. 2) der Entstehung, Konsolidierung und Reifung translokaler Netzwerke vorgestellt werden, um zu veranschaulichen, welche Formen der Migration und welche „Migrantentypen“ in verschiedenen Phasen der Translokalisierung vorherrschend sind.



Phase 1: Translokale Expansion

In der ersten Phase des Translokalisierungsprozesses zwischen zwei Orten kommt den Pioniermigranten bzw. Expandisten eine besondere Rolle zu. Sie erhalten ihre sozialen Bindungen zum Herkunftsgebiet durch Rücküberweisungen, Besuche, Informationsaustausch etc. aufrecht. Expandisten sind in der Regel die „typischen Arbeitsmigranten“: Die Suche nach Arbeit ist der Hauptgrund für ihre Migration. In dieser Phase geht es vor allem um die Anpassung der wirtschaftlichen Aktivitäten der Haushalte im Sinne einer ökonomischen Diversifizierung. Die meisten Expandisten sind junge Männer, sie bilden gewissermaßen die Kristallisationskerne der translokalen Netzwerkbildung.

Phase 2: Konsolidierung (Haushaltsexterne Transmigrationen)

In dieser zweiten Phase kommt ein sich selbst verstärkender Prozess der Kettenmigration in Gang. Die Expandisten (s. o.) sind die Anlaufpunkte für weitere Migranten aus der Herkunftsregion. In Phase 2 dominiert ebenfalls noch die Arbeitsmigration. Die sich nun etablierenden translokalen Netzwerke werden von nachfolgenden Arbeitssuchenden genutzt, um das Migrationsrisiko zu senken. Die Kontakte am Zielort eröffnen z. B. den Zugang zu Wohnraum sowie Unterstützung bei der Jobsuche.

In dieser Phase werden vor allem freundschaftliche und verwandtschaftliche Bindungen *außerhalb* der Migrantenhaushalte genutzt, da die Netzwerke innerhalb der Haushalte noch nicht ausreichend ausgebaut sind. Auch in dieser Phase dominieren junge männliche Migranten.

Phase 3: „Reifephase“ (Haushaltsinterne Transmigrationen)

In der dritten Phase kommt es vermehrt zu haushaltsinternen Transmigrationen: Nachdem sich der erste Migrant eines translokal organisierten Haushalts an einem bestimmten Ort etabliert bzw. konsolidiert hat – also über eine relativ sichere Unterkunft und Einkommen verfügt –, kommen oft andere Haushaltsmitglieder nach, die vorhandenen Netzwerkbeziehungen nutzend.

In dieser Phase werden die Migrationsformen vielfältiger; andere Migrationsmotive kommen hinzu. Die Suche nach Arbeit bleibt zwar oft das wichtigste Migrationsmotiv, aber das Migrationsgeschehen diversifiziert sich deutlich. In dieser „Reifephase“ wandelt sich auch die Zusammensetzung der Gruppe der Migranten:

- *Es migrieren vermehrt Frauen:* Die Migration von Frauen findet eher innerhalb bereits etablierter translokaler Felder und meist innerhalb translokalisierter Haushaltstrukturen statt. Die Migrationsgründe sind in der Regel etwas vielfältiger als bei Männern. Einerseits findet weibliche Migration als Arbeitsmigration, andererseits als „Partnerschaftsmigration“ statt, oder aber um sich am städtischen Haushaltsstandort um andere Haushaltsmitglieder zu kümmern. Letzteres ist vor allem dann der Fall, wenn sich Kinder am städtischen Haushaltsstandort aufhalten.
- *Es migrieren vermehrt Kinder:* Kinder sind ebenfalls meist innerhalb etablierter translokaler Netzwerke bzw. innerhalb der translokalen Haushalte mobil. Schon in den ersten Lebensjahren wachsen viele Kleinkinder in Abhängigkeit von der jeweiligen Situation an den ländlichen oder städtischen Haushaltsstandorten auf – teilweise mit, teilweise ohne ihre leiblichen Eltern. Auch Schulkinder sind oft innerhalb translokaler Netzwerkstrukturen mobil. Manche Kinder und Jugendliche werden für den Schulbesuch zu Verwandten oder Haushaltsangehörigen in städtische Gebiete geschickt; aber auch in Richtung Land findet mitunter Bildungsmigration statt. Arbeitsmigration von Kindern ist im subsaharischen Afrika ebenfalls verbreitet. Teilweise verlassen Kinder und Jugendliche schon in sehr jungem Alter ihre Herkunftsdörfer, um einen ökonomischen Beitrag zur Existenzsicherung der Haushalte zu leisten. Die Migration von Kindern in translokalen Netzwerken ist bisher ein wenig erforschter Aspekt, obgleich deren Wanderung zahlenmäßig vermutlich einen beachtlichen Anteil der Binnenmigration in Afrika ausmacht.
- *Es migrieren vermehrt Alte und Kranke:* Migration von arbeitsunfähigen alten oder kranken Menschen findet überwiegend von der Stadt aufs Land statt. Viele ältere Migranten geben an, dass sie ihren Lebensabend in ihrer Heimat verbringen wollen. Haushaltsökonomisch betrachtet, geht es bei dieser Migrationsform häufig auch um die Minimierung der Lebenshaltungskosten. Gesundheitsbezogene Migration findet aber auch in die andere Richtung statt: Ältere und kranke Personen gehen z. T. vorübergehend in die Städte, um schulmedizinisch versorgt zu werden und die benötigten Medikamente zu bekommen. Auch diese Form der Migration findet vornehmlich innerhalb translokaler Haushaltsstrukturen statt.

In der dritten Phase können die etablierten translokalen sozialen Netzwerkstrukturen auch für Migrationen genutzt werden, die als kurzfristige Reaktion auf plötzlich auftretende Krisenereignisse am ländlichen Haushaltsstandort bzw. in der Herkunftsregion notwendig werden. Ein stabi-

les etabliertes translokales Netzwerk kann insofern krisenabfedernd wirken und die Resilienz der eingebundenen Akteure bzw. der Livelihood-Systeme stärken.

Bildungsmigration, Gesundheitsmigration, Migration von Kleinkindern etc. in städtische Gebiete sind vor allem Migrationen von wirtschaftlich abhängigen Personen. Es ist somit nicht erstaunlich, dass der weitaus größte Teil dieser Wanderungsereignisse innerhalb des engeren familiär-sozialen Zusammenhangs der translokalen Haushalte erfolgt. Trotz mangelnder Datenlage besteht die begründete Annahme, dass mittlerweile ein bedeutender Teil des afrikanischen Binnenmigrationsaufkommens auf diese Formen von Migrationen zurückzuführen ist.

2.6 Wer bleibt, wer geht, wer kommt zurück?

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 5.3.4, S. 118ff.

Wie dargestellt, kommt es im Zuge der Entstehung und Etablierung eines translokalen Livelihood-Systems in verschiedenen Phasen und aus unterschiedlichen Gründen zu Verschiebungen in der demographischen Struktur der Daheimgebliebenen sowie der Migranten. Insofern lässt sich die Frage nach dem Typus des Migranten bzw. nach dem Typus des Daheimgebliebenen nicht pauschal, sondern letztlich nur in Verbindung mit Faktoren wie der Bestehensdauer des translokalen Netzwerks und den Migrationsmotiven beantworten. Trotzdem sollen hier einige Muster skizziert werden.

2.6.1 Gender

Die Forschung zu Migration in Afrika fokussierte sehr lange auf Phänomene der (zirkulären) Arbeitsmigration. In den Studien setzte sich deshalb die Überzeugung durch, dass Migration in Afrika vorwiegend eine „männliche Angelegenheit“ sei.

In der Tat scheint die klassische Variante der männlichen Arbeitsmigration nach wie vor zahlenmäßig dominant, und diese hat in vielen Teilen Afrikas zu einem demographischen Ungleichgewicht im zahlenmäßigen Geschlechterverhältnis in der Wohnbevölkerung geführt – sowohl in den (ländlichen) Herkunftsregionen als auch in den (städtischen) Zielregionen. Allerdings gibt es zahlreiche Anzeichen, dass sich diese Ungleichgewichte derzeit und zukünftig abschwächen werden, weil immer mehr Frauen migrieren. Die beobachtbare „*Feminization of Migration*“ ist nicht zuletzt auch Ergebnis von Translokalisierungsprozessen. Denn mit der Verfestigung translokaler Netzwerke werden immer mehr Frauen in das Migrationsgeschehen eingebunden. Es gibt gewissermaßen einen *time lag* zwischen männlicher und weiblicher Migration im Translokalisierungsprozess, weil Frauen deutlich seltener zu den frühen Migranten (Pioniermigranten, „Expandisten“) gehören; sie migrieren – auch als Arbeitssuchende – eher innerhalb bereits etablierter Netze. Mit der Diversifizierung der Migrationsformen (s. o.) aber werden auch weibliche Haushaltsmitglieder zunehmend mobil.

Die lange Zeit in Entwicklungsforschung und -planung verbreitete Vorstellung, dass es vor allem Männer sind, die migrieren, während die Frauen im Dorf zurückbleiben, ist im subsaharischen Kontext keineswegs mehr uneingeschränkt und für alle Regionen zutreffend. Auch die Vorstel-

lung, die „Feminisierung der Migration“ sei eine direkte Folge sich wandelnder Geschlechterverhältnisse, erscheint als zu einfach.

2.6.2 Alter

Das wohl typischste und in der Forschung bestbelegte altersbezogene Muster in translokalen Zusammenhängen ist, dass vor allem jüngere Menschen im erwerbsfähigen Alter in die Stadt migrieren. Zurück bleiben infolgedessen die ganz Jungen und die ganz Alten, wobei zurückbleibenden erwerbsfähigen Erwachsenen am ländlichen Haushaltsstandort neben der kleinbäuerlichen Landwirtschaft auch eine wichtige Rolle in der Erziehung von Kindern sowie der Pflege von Alten und Kranken zukommt. Das demographische Ungleichgewicht in der Altersstruktur wird in vielen Studien problematisiert. Dieses ist auch Folge des Remigrationsverhaltens: Ältere Menschen migrieren am Ende ihres Erwerbslebens oft an die ländlichen Haushaltsstandorte zurück, um dort ihren Lebensabend zu verbringen. Zu erwähnen ist jedoch, dass der in etlichen Studien und unterschiedlichen regionalen Kontexten immer wieder belegte „Rückkehrwunsch“ bisweilen eher die soziale Erwartungshaltung widerspiegelt als den tatsächlichen Willen zur Rückkehr. Auch im translokalen Kontext gibt es durchaus einen „*Myth of Return*“. Es gibt Anzeichen, dass die Remigration im Alter derzeit an Bedeutung verliert. Insgesamt ist davon auszugehen, dass sich die Altersungleichgewichte im Zuge der Reifung translokaler Netze verringern (s. o.).

2.6.3 Bildung

Bildung ist ein wichtiger migrationsinduzierender Faktor in translokalen Lebenszusammenhängen in Afrika: Menschen migrieren, um monetäres Einkommen zu erwirtschaften, das auch für den Schulbesuch von Kindern eingesetzt wird; Kinder migrieren zu Aufenthaltsorten von anderen Haushaltsmitgliedern oder weiteren Verwandten, um Zugang zu (besserer oder weiterführender) Schulbildung zu erhalten; und es migrieren z.T. Erwachsene – meist Frauen –, um am Wohnort der Schüler die Kinder zu versorgen.

Ob es indes einen Zusammenhang zwischen Bildungsgrad und Migration bzw. Translokalisierung gibt, kann derzeit nicht eindeutig beantwortet werden. Jedoch findet sich in verschiedenen Studien die Einschätzung, dass Menschen mit (höherer) Schulbildung eine etwas höhere Migrationswahrscheinlichkeit und -frequenz aufweisen und die schulische Ausbildung eine Art Vorbereitung auf Arbeitsmigration sei. Meist wird dann der positive Zusammenhang zwischen Bildungsniveau und Migrationswahrscheinlichkeit mit besseren Arbeitsmarktchancen (in der Stadt) begründet.

Da die Gründe für Translokalisierung vielfältig und nicht auf eine universelle, an Nutzenmaximierung oder an Sicherheit orientierte Handlungslogik zurückzuführen sind, sind auch die Zusammenhänge zwischen Bildung und Translokalisierung keineswegs eindeutig. Hier besteht deutlicher Bedarf für weitere Forschungen.

2.7 Neue Kommunikationsformen und -muster

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 5.3.5, S. 135ff.

Die Formen und Muster der Kommunikation in translokalen Zusammenhängen unterliegen derzeit rapiden Wandlungsprozessen. Waren es lange Zeit vor allem (sporadische) Briefkontakte und (un-)regelmäßige Besuche, die als Medien des translokalen Informationsflusses fungierten, werden diese seit etwa zehn Jahren immer mehr von neuen, mobilen Technologien ergänzt bzw. abgelöst. Nicht zuletzt aufgrund der schwach ausgebauten Festnetzinfrastruktur hat es in Afrika einen regelrechten Boom der Mobilfunknutzung gegeben: Die Zahl der Mobiltelefonverträge stieg innerhalb von nur einer Dekade von weniger als 25 Millionen (2001) auf ca. 650 Millionen (2012) an. Afrika ist der am schnellsten wachsende Markt für Mobiltelefonie weltweit. Heute haben mehr als zwei Drittel der erwachsenen Personen in Afrika Zugang zu moderner Informations- und Kommunikationstechnologie (vgl. Yonazi et al. 2012)

Die immer stärkere Vernetzung von Menschen durch Telefon und Internet hat einen immensen Einfluss auf die alltägliche Lebens- und Kommunikationspraxis sowohl der urbanen wie auch der ruralen Bevölkerung und somit auf die Beziehung zwischen ihnen. Die verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten haben das früher oft komplizierte Kontakthalten zwischen den „Daheimgebliebenen“ und den Migranten auch über große Distanzen hinweg deutlich erleichtert, die finanziellen und sozialen Netzwerke gestärkt und gleichzeitig die sozialen Dynamiken stark verändert. Die rasanten Entwicklungen im Bereich der mobilen Telekommunikation und die damit verbundene mobile Geldtransfer-Technologie haben die Möglichkeiten der translokalen Livelihood-Organisation substantiell erweitert, so dass sich heute auch nicht anwesende Mitglieder translokaler Haushalte wesentlich stärker in Entscheidungsprozesse hinsichtlich Gesundheit, Bildung und Landwirtschaft etc. einbringen können.

Angesichts der Tatsache, dass ein extrem hoher Anteil der Gesamtbevölkerung in Afrika südlich der Sahara in translokale Lebenszusammenhänge eingebunden ist, kann zweifelsfrei konstatiert werden, dass die Mobilfunktechnologie eine extrem angepasste Technologie ist. Heute ist translokales Kommunizieren fast überall und jederzeit möglich. Und dieser Umstand hat enormen Einfluss auf unterschiedliche Bereiche der Lebensführung.

Schon das immense Wachstum des Mobilfunkmarktes in Afrika ist ein Zeichen dafür, als wie elementar die raum- bzw. grenzübergreifende Kommunikation eingeschätzt wird; noch augenfälliger wird das, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele ökonomisch sehr schwache Haushalte oft enorm hohe Anteile ihres verfügbaren Monatseinkommens für die verbesserten Kommunikationsmöglichkeiten zu zahlen bereit sind. Im Verhältnis zu anderen Weltregionen ist der Zugang zu Mobilfunknutzung in afrikanischen Ländern extrem teuer. Handy und Smartphone sind in Afrika jedoch keineswegs Luxusartikel, vielmehr ist die Nutzung der Mobilfunktechnologie eine zwar kostspielige, aber für viele Menschen existenzielle Investition in das Aufrechterhalten translokaler Netzwerke. Der Mobilfunk hat sich zum wichtigsten Medium innerhalb der translokalen Livelihood-Systeme entwickelt. Translokale Lebensführung ohne Handy ist auch in Afrika heute kaum noch vorstellbar.

3 Einfluss translokaler Livelihoods auf ländlichen Strukturwandel

Translokale Livelihoods haben vielfältigen Einfluss auf verschiedene Dimensionen des ländlichen Strukturwandels in Subsahara-Afrika. Die folgenden Ausführungen gliedern sich grob nach den drei Dimensionen der Nachhaltigkeit: „Ökonomie“, „Ökologie“ und „Soziales“.

3.1 Ökonomische Dimension

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.1, S. 139ff.

Für die Beurteilung der ökonomischen Dimension der translokalen Livelihoods auf den ländlichen Strukturwandel Subsahara-Afrikas gilt es zunächst anzuerkennen, dass der Prozess der Translokalisierung vornehmlich wirtschaftliche Ursachen hat: Das starke Bevölkerungswachstum gepaart mit überwiegend unattraktiven Bedingungen des Marktes für landwirtschaftliche Produkte und dem gleichzeitigen Mangel an außerlandwirtschaftlichen Erwerbsmöglichkeiten im ländlichen Raum führte in großen Teilen Afrikas zu ländlichen Existenzkrisen und so zur ökonomischen Notwendigkeit der Arbeitsmigration. Aufgrund der Bedingungen des Arbeitsmarktes in den (städtischen) Zielgebieten kam es zu einer Situation, in der ein Gutteil der Haushalte seine Livelihoods über mehrere Standorte hinweg organisierte und – im Sinne einer Kombination landwirtschaftlicher Subsistenz- und Marktproduktion – mit Lohnarbeit ökonomisch diversifizierte.

3.1.1 Rimessen

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.1.1, S. 140ff.

In translokalen Livelihood-Systemen sind die monetären Rücküberweisungen der Migranten an ihre ländlichen Angehörigen zentral: Die Hoffnung (bzw. Erwartung), die ländlichen Haushaltsmitglieder finanziell unterstützen zu können, ist gemeinhin der wichtigste Auslöser von Translokalisierung. Zudem ist der monetäre Transfer wesentliches Kennzeichen translokal diversifizierter Livelihood-Systeme. Entsprechend gut untersucht ist dieser Aspekt.

Im globalen Maßstab wird seit einiger Zeit immer wieder auf die überragende Bedeutung von Rimessen für die volkswirtschaftliche Entwicklung vieler Länder des Südens hingewiesen. Es wird betont, dass die internationalen Rücküberweisungen in der Summe den Wert der weltweit geleisteten Transfers im Rahmen der *Official Development Assistance* (ODA) bei Weitem übersteigen: 2010 gab die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) bekannt, dass die jährlich geleistete ODA der OECD-Mitgliedsstaaten einen historischen Hochstand erreicht habe: 129 Milliarden US-Dollar. Nach Schätzungen der Weltbank beliefen sich im gleichen Jahr die weltweiten Rücküberweisungen von Migranten indes auf mehr als 440 Milliarden US-Dollar. Auch für Afrika spielen die internationalen Rücküberweisungen eine große volkswirtschaftliche Rolle, wenngleich hier starke regionale Unterschiede bestehen. Die offiziellen Angaben zu internationalen Rücküberweisungen liegen mit sehr großer Wahrscheinlichkeit um einiges

unterhalb der tatsächlichen Zahlen, da ein Großteil der Gelder über informelle Kanäle transferiert und somit nicht erfasst wird.

Noch schwieriger ist die Schätzung der Größenordnung der Rimessen von Binnenmigranten an ihre ländlichen Angehörigen. Zum Ausmaß dieser Rücküberweisungen fehlen für das subsaharische Afrika spezifische und aggregierte Daten. Diese schwache Datenlage steht in eklatantem Missverhältnis dazu, dass Rücküberweisungen von Binnenmigranten für wesentlich mehr ressourcenarme ländliche Haushalte von existenzieller Bedeutung für die Lebenssicherung sind als internationale Rimessen. Die einzelnen überwiesenen Geldsummen der *domestic remittances* sind zwar im Durchschnitt deutlich geringer als internationale Rücküberweisungen, aber sie kommen regelmäßiger und sind in der Gesamtsumme wesentlich umfangreicher.

In einer vergleichenden Studie kommen McKay und Deshingkar (2014) zu dem Schluss, dass es insbesondere die ressourcenschwächeren Haushalte sind, die Rücküberweisungen von Binnenmigranten erhalten und dass wohlhabendere Haushalte eher von internationalen Rimessen profitieren. Die Strategie der internationalen Migration wird also eher von ressourcenstärkeren Haushalten verfolgt.

Auf Grundlage der Auswertung quantitativer Angaben zu Rimessen von Binnenmigranten aus zahlreichen Fallstudien zeigen Steinbrink und Niedenführ (2017), wie viele Menschen in ländlichen Gebieten in Afrika südlich der Sahara Rücküberweisungen erhalten und vermitteln so einen Eindruck von Umfang und Relevanz dieses translokalen Kapitalflusses. Ungeachtet recht starker regionaler Unterschiede kann – grob geschätzt – davon ausgegangen werden, dass in Subsahara-Afrika durchschnittlich etwa 25 % des im ländlichen Raum verfügbaren monetären Einkommens aus Rücküberweisungen stammen und dass zwischen 20 % und 40 % der ländlichen Haushalte regelmäßig Geldüberweisungen erhalten. Angesichts des großen Anteils der subsaharischen Bevölkerung, der in translokale Zusammenhänge eingebunden ist (s. o.), erstaunen diese Werte nicht.

3.1.2 „Mobile Cash“

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.1.1.1, S. 150ff.

Das enorme Wachstum im Bereich der Mobilfunktechnologie hat nicht nur direkten Einfluss auf die translokale Kommunikation innerhalb translokaler Livelihood-Systeme, sondern auch auf die Praxis der Rücküberweisungen.

Lange Zeit war das System der Rücküberweisungen in den meisten Regionen Afrikas von dem schwach ausgebauten Netz von Bankfilialen und dem schwierigen Zugang zu Bankkonten geprägt. Gerade in ländlichen Gebieten hatte kaum jemand ein Bankkonto. Diese Situation führt dazu, dass Rimessen noch heute häufig in Form von Bargeld transferiert werden.

Mittlerweile haben Banken und Mobilfunkbetreiber den wachsenden Markt im Bereich der Rücküberweisungen erkannt und bauen das System des „mobile cash“ aus. Und die Menschen in Afrika nutzen diese Möglichkeiten des „mobile money transfers“ immer stärker. In der Côte d'Ivoire, dem für diese Form der Transfertechnologie derzeit größten Markt in Westafrika, gab es bereits 2013 etwa 6,2 Millionen registrierte „mobile Geldkonten“. Auch in Mali weist der Hauptanbieter

Orange Money enorme Wachstumsraten bei den Kundenzahlen auf. Nach Scharwatt und Williamson (2015: 9) entsprechen die Transaktionen von „*mobile money*“ heute etwa 20 % des Bruttoinlandsprodukts des westafrikanischen Staates.

Das 2007 gegründete Netzwerk von *M-PESA* in Kenia ist mittlerweile einer der weltweit größten Anbieter des mobilen Transaktionsservice. 17 Millionen Kenianer sind bereits bei diesem Dienstleister registriert – das entspricht etwa zwei Drittel der Erwachsenen in Kenia (Watkins, Quattri 2014: 17). Neuere Zahlen zeigen, dass in Kenia heute 31 % des BIP via Mobiltelefon ausgegeben werden (vgl. Ramisch 2014: 33).

Insbesondere der ländliche Raum profitiert von der neuen Transfertechnologie. Die Annahme, dass sich wegen der organisatorischen und technischen Vereinfachung im Bereich der Rücküberweisungen auch die Summe des transferierten Kapitals erhöht, ist plausibel. Auch deshalb, weil sich für die Migranten der soziale Druck, regelmäßig zu überweisen, durch den häufigen direkten Mobiltelefonkontakt mit ihren ländlichen Angehörigen deutlich erhöht. Insofern kann davon ausgegangen werden, dass sich mit dem wachsenden Mobilfunkmarkt auch die Rücküberweisungsquote erhöhen wird. Insofern dürften die Bewohner ländlicher Herkunftsgebiete von dieser technischen Entwicklung profitieren.

3.1.3 Nutznießer der Rimessen

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.1.1.2, S. 153ff.

In der Literatur ist es fast unumstritten, dass Rücküberweisungen positive ökonomische Effekte für die Herkunftsregionen haben können: Erstens können die Zahlungen unmittelbar zur Verbesserung des Lebensstandards der Empfänger beitragen; zweitens können dank der größeren Kaufkraft endogene Wirtschaftskreisläufe in den Herkunftsregionen gestärkt werden. Hierbei wird entweder darauf verwiesen, dass die Empfängerhaushalte in die Lage versetzt werden, zusätzliches Kapital in landwirtschaftliche oder außerlandwirtschaftliche Aktivitäten zu investieren, oder es wird der vielbeschworene „Trickle-Down-Effekt“ angeführt. Gemeinhin werden die allgemeinen Effekte der Rimessen für die Entwicklung und Armutsreduzierung in ländlichen Räumen daher ausgesprochen positiv bewertet.

Vielfach wird allerdings darauf hingewiesen, dass Arbeitsmigration und Rücküberweisungen die sozioökonomischen Disparitäten und Stratifizierungen verstärken können. Es stellt sich also die Frage, wer in welcher Weise von Rücküberweisungen profitiert.

Die Strategie der Arbeitsmigration wird zumeist nicht von den verwundbarsten Gruppen angewendet, da sie für den Sendehaushalt oft zusätzliche finanzielle Aufwendungen bedeutet und somit zusätzliche Risiken birgt. Haushalte, die aufgrund existenzieller Sicherheitserwägungen auf die Entsendung von Arbeitsmigranten verzichten müssen, werden also nicht (direkt) von den Rücküberweisungen profitieren.

Hinzu kommt, dass die Arbeitsmarktchancen von besser ausgebildeten Arbeitssuchenden tendenziell größer sind. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Migranten einen Teil ihres im Zielgebiet erwirtschafteten Einkommens (bzw. größere Summen) an ihre ländlichen Angehörigen schicken, nimmt somit zu. Da das Bildungsniveau auch in Afrika sehr stark mit dem ökonomischen Status

eines Haushalts korreliert, können bestehende Wohlstandsunterschiede in den Herkunftsregionen durch die Rücküberweisungen somit verschärft werden.

Der Anteil der Rimessen am Gesamteinkommen in ressourcenärmeren Haushalten liegt gemeinhin höher als bei reicheren Haushalten, allerdings nimmt der absolute Wert der Rücküberweisungen mit steigendem Einkommen tendenziell zu. Diese Tendenz kann einer Verschärfung bestehender Ungleichheiten Vorschub leisten.

De Haas (2010) ergänzt diese Sichtweise allerdings, indem er den Einfluss der Bestehensdauer von Migrationsnetzen einbezieht: Zwar kämen sogenannte Pioniermigranten bzw. Expandisten (s. o.) in der Regel aus wohlhabenderen Haushalten, so dass auch Geldsendungen zunächst die ohnehin schon finanziell bessergestellten Haushalte erreichten. Im Zuge der Reifung eines translokalen Netzwerkes aber sinke die Selektivität der Migranten durch netzwerkbedingte Reduzierung der Migrationskosten und -risiken, so dass die zunächst die Disparitäten verstärkenden Effekte von Rimessen bis zu einem gewissen Grad abgemildert würden.

Grundsätzlich lässt sich daraus schließen, dass die Arbeitsmigration mit dem Ziel der ökonomischen Diversifizierung keineswegs vornehmlich den wohlhabenden ländlichen Haushalten dient, die dann von den Rücküberweisungen profitieren. Es ist stattdessen eine Strategie, die vor allem von ressourcenärmeren Haushalten angewendet wird, jedoch weniger der Maximierungslogik folgend als vielmehr der Risikominimierung. In dieser Hinsicht muss eindeutig unterschieden werden.

3.1.4 Verwendung von Rücküberweisungen

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.1.1.3, S. 157ff.

Zur Beantwortung der Frage, inwiefern die Rücküberweisungen nachhaltig positive Effekte für die wirtschaftliche Entwicklung der ländlichen Herkunftsregionen haben und ob Wachstumsimpulse und Trickle-Down-Effekte zu erwarten sind, ist es hilfreich, den Blick auf die Verwendung des transferierten Kapitals zu lenken. Dabei ist es zunächst sinnvoll, zwischen *konsumtiven* und *investiven* Verwendungszwecken zu unterscheiden: Werden die überwiesenen Gelder unmittelbar für die Bedarfsdeckung am ländlichen Haushaltsstandort aufgewendet? Oder werden in der Herkunftsregion Investitionen getätigt, die der Wohlstandsmehrung und letztlich dem lokalen bzw. regionalen Wirtschaftswachstum dienen?

Bei der Beantwortung dieser Fragen ist jedoch zu bedenken, dass eine analytische Trennung von Konsum- und Investitionsausgaben auf der Haushaltsebene letztlich uneindeutig bleibt. So können sich Ausgaben für Bildung, bessere Ernährung und Gesundheit durchaus positiv auf die (zukünftige) Arbeitskraft und damit auf wirtschaftliche Chancen des Haushalts auswirken – auch wenn sie formal zu den konsumtiven Ausgaben zählen. Außerdem erhöhen die Rücküberweisungen, selbst wenn sie vollständig für Konsumzwecke verwendet werden, die Gesamtnachfrage im Herkunftsgebiet und ziehen so im Optimalfall Investitionen im Unternehmensektor nach sich. Dabei ist jedoch maßgeblich, dass die konsumierten Produkte lokal oder regional hergestellt sind und die nachgefragten Dienstleistungen lokal erbracht werden; ansonsten fließt das Kapital aus den Gebieten ab, ohne endogene Wirtschaftskreisläufe und Beschäftigungseffekte zu stimulieren.

Die meisten Studien kommen zu der Einschätzung, dass der überwiegende Teil der Rimessen nicht in „*productive assets*“ investiert, sondern zur direkten Sicherung oder Verbesserung des Lebensstandards verwendet wird. Ein Gutteil der transferierten Gelder wird für tägliche Bedürfnisse wie Ernährung und Wohnen, aber auch für Bildung und Gesundheit eingesetzt.

Gerade Migrantenhaushalte mit sehr niedrigem Gesamteinkommen müssen einen großen Teil davon für die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse ausgeben; erst wenn dieser Bedarf gedeckt ist, werden Mittel für investive Zwecke freigesetzt. Wenn also die in den Zielgebieten der Migranten erwirtschafteten Mittel vornehmlich konsumtiv zur Grundbedürfnisbefriedigung der ländlichen Haushaltsmitglieder verwendet werden, ist das ein Zeichen dafür, dass ein Großteil der ländlichen Haushalte die Rimessen nutzt, um systemische „Subsistenzlücken“ zu schließen oder auch den Bedarf an Geld in Notfallsituationen zu decken. Deutlich weniger Haushalte nutzen demnach die Strategie der Migration und der translokalen ökonomischen Diversifizierung, um Kapital für zukünftige Investitionen in einkommensgenerierende Aktivitäten im Herkunftsgebiet zu akkumulieren.

Dass die Translokalisierung von Livelihood-Systemen und die Remittances nicht zwangsläufig zu einem höheren Lebensstandard führen, machen auch Ergebnisse einer Weltbank-Studie deutlich (vgl. World Bank 2009: 45). Diese Studie zeigt u. a., dass die Qualität der Wohngebäude bei Haushalten ohne Rimessen im Durchschnitt besser ist als bei jenen, die Rücküberweisungen von Binnenmigranten empfangen; auch der Elektrifizierungsgrad der Häuser ist bei den nicht translokal organisierten Haushalten höher. Hinsichtlich des Bildungsniveaus zeigt diese Studie ebenfalls, dass dieses bei translokalen Haushalten mit rücküberweisenden Binnenmigranten im Durchschnitt niedriger ist als bei lokal organisierten Haushalten. Lediglich bei Haushalten, die Rücküberweisungen von internationalen Migranten empfangen, sind die Wohlstandsindikatoren positiver ausgeprägt als bei lokal organisierten Haushalten – insbesondere, wenn sich die Migranten in einem OECD-Staat aufhalten.

Auch McKay und Deshingkar (2014) stellen Unterschiede bei der Verwendung internationaler und „*domestic remittances*“ dar, die daraus resultieren, dass internationale Migranten eher aus bessergestellten Haushalten stammen (s. o.), weshalb die Überweisungen weniger zur Deckung des alltäglichen Bedarfs (z. B. an Nahrungsmitteln) aufgewendet werden (müssen) als beispielsweise für den Bau besserer Wohngebäude.

Smit (2012: 100) kommt in seiner Studie zu ländlichen Migrantenhaushalten in Ruanda zwar ebenfalls zu dem Ergebnis, dass die meisten Rimessen in die Bereiche „Hausbau“, „Nahrungsmittel“, „Bildung“ und „Gesundheit“ fließen, aber gleichzeitig stellt er dar, dass durchaus auch in ökonomische Aktivitäten (insbesondere im landwirtschaftlichen Bereich [„*land purchase*“, „*live-stock purchase*“, „*improved farming*“, „*hiring farm labour*“]) investiert wird. Das erklärt gleichzeitig die Beobachtung, wonach die landwirtschaftliche Produktion bessergestellter Haushalte eher von Migration profitiert als jene von ärmeren Kleinbauern. Auch für Kenia zeigt die viel zitierte Forschung von Tiffen, Mortimore und Gichuki (1994), dass Rücküberweisungen von Land-Stadt-Migranten durchaus eine zentrale Rolle im Prozess der landwirtschaftlichen Intensivierung spielen können.

Vor dem Hintergrund der Ergebnisse muss die allgemeine Wirkung von Rücküberweisungen im Hinblick auf Wohlstandsentwicklung bzw. Reduzierung von Armut in ländlichen Räumen eher als

geringfügig eingeschätzt werden. Die diversifizierten translokalen Livelihood-Systeme, die auf der Kombination von Subsistenzproduktion, Marktproduktion und Lohnarbeit basieren, orientieren sich zumeist vornehmlich am Ziel der Risikominimierung und reduzieren dadurch in der Tat die Verwundbarkeit der Haushalte. Allerdings reichen die verfügbaren Finanzmittel für einen Großteil von Ihnen nicht aus, um nachhaltig zu investieren (bzw. werden solche Investitionen als zu riskant angesehen). Insofern werden die Rücküberweisungen vor allem aufgewendet, um den Konsumbedarf der ländlichen Wohnbevölkerung zu decken, was selten über die Befriedigung der unmittelbaren Grundbedürfnisse hinausgeht. Das kann auch eine Antwort darauf sein, warum viele Kleinbauern bzw. -bäuerinnen, die jetzt in translokal diversifizierten Livelihood-Zusammenhängen leben, zu schlecht aufgestellt sind, um die vorhandenen landwirtschaftlichen Intensivierungspotenziale schnell und effektiv zu mobilisieren.

Derzeit kann nicht davon ausgegangen werden, dass dieser Kapitalfluss der Rimessen starke endogene Wachstumsdynamiken in den ländlichen Lokalökonomien stimuliert. Produktive Investitionen in den landwirtschaftlichen oder außerlandwirtschaftlichen Sektor werden lediglich von einer zahlenmäßig deutlich kleineren Gruppe von Haushalten getätigt, die meistens auch ohne Rimessen zu den ökonomisch Bessergestellten gehören.

Solange also ein Großteil der ländlichen Haushalte im Kontext erhöhter Verwundbarkeit am Existenzminimum wirtschaftet, sind auch von Rücküberweisungen keine „Wirtschaftswunder“ im ländlichen Raum Subsahara-Afrikas zu erwarten.

3.1.5 Arbeitskraft und Arbeitslast

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 6.1.2, S. 166ff.

Ein Effekt der Translokalisierung der Livelihoods ist die Veränderung in der demographischen Struktur der Wohnbevölkerung im ländlichen Raum (s. o). Oft wird diese Bevölkerungsstruktur als wachstumshemmende demographische Anomalie beschrieben, die eine eigenständige wirtschaftliche Entwicklung auf dem Land deutlich erschwere. Ein Großteil der arbeitsfähigen Bevölkerung — insbesondere junge und innovativere Menschen — verlässt die ländlichen Gebiete.

Angesichts der unverändert arbeitsintensiven Bewirtschaftungsmethoden in den meisten ländlichen Regionen Afrikas mündet die Migration in einen Mangel an familiären Arbeitskräften, was u. U. eine Verminderung der Bewirtschaftungskapazitäten nach sich zieht.

Oft übernehmen Frauen die Landbewirtschaftung – ein Prozess, der als *„feminization of agriculture“* beschrieben wird. Die Frauen erfüllen somit häufig doppelte Produktions- und Reproduktionsaufgaben: Sie betreuen Kinder, Kranke und Alte, bewirtschaften zudem die Felder und kümmern sich um den Viehbestand. Aber auch die Arbeit von Alten und Kindern wird bisweilen zur Kompensation der abgewanderten landwirtschaftlichen Arbeitskraft eingesetzt. Eine Intensivierung kleinbäuerlicher Landwirtschaft wird so deutlich erschwert.

Hinzu kommt, dass landwirtschaftliches Wissen teilweise verloren geht und auch der Einzug neuen agrarwirtschaftlichen Wissens verlangsamt wird (s. u.).

In einigen Studien wird zudem berichtet, dass sich im Kontext der Translokalisierung von Livelihoods eine gewisse „landwirtschaftliche Initiativlosigkeit“ einstellt, was wiederum Produk-

tivitätsminderung und somit eine größere ökonomische Abhängigkeit von dem nichtagrarischem, andernorts erwirtschafteten Einkommen nach sich zieht.

Während einige Studien Hinweise liefern, dass der Ausfall der „starken Arbeitskräfte“ teilweise mithilfe von Mitteln aus Rücküberweisungen kompensiert wird, indem externe Arbeitskräfte für die Bewirtschaftung des Landes eingestellt werden, betonen andere, dass die Rimessen in vielen Fällen schlichtweg nicht ausreichen, um die fehlende Arbeitskraft zu ersetzen. Diese Strategie gehe somit nur für die wirtschaftlich bessergestellten Haushalte mit erfolgreichen Migranten auf.

Translokale Livelihoods – so lässt sich resümieren – führen in Afrika südlich der Sahara häufig zu einem Defizit an Familien-Arbeitskraft in der Landwirtschaft, das häufig nicht mit Hilfe der Rücküberweisungen kompensiert wird. Dieser Umstand führt u. U. zu einer Beeinträchtigung jener Arbeits- und Innovationskapazitäten, die für viele kleinbäuerliche Produzenten notwendig wären, um auf die Nachfrageanreize des (globalen) Markts flexibel und angemessen zu reagieren. So betrachtet erschwert die translokale Livelihood-Organisation die effektive Nutzung der wichtigsten Ressource auf dem Land – des Bodens. Nicht nur bleiben Marktpotenziale ungenutzt, auch Nahrungskrisen und die Degradation von Böden werden wahrscheinlicher.

3.1.6 Innovation/Wissen

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.1.3, S. 170ff.

Translokalität bedeutet Vernetzung und Mobilität zwischen Orten, wobei hier nicht ausschließlich die räumliche Bewegung von Personen, Gütern und Kapital gemeint ist, sondern auch insbesondere die Mobilität von Wissen und Innovationen. Entlang der raumübergreifenden Netzwerklinien verläuft die translokale Kommunikation und damit auch der Fluss von Wissen, und entlang der Netzwerkkorridore wandern die Wissensträger und bringen so auch ihr Wissen von einem lokalen Kontext in den anderen.

Die Mobilität von Ideen, Werten und Wissen innerhalb translokaler Zusammenhänge beeinflusst so unterschiedliche Bereiche wie Bildung und Gesundheit, landwirtschaftliche Produktion, politische Teilhabe und Geschlechterverhältnisse – und hat daher unmittelbare Effekte auf die Lebensbedingungen der Haushalte. Die ökonomischen Auswirkungen translokalen Wissenstransfers spielen sich sowohl auf der Haushaltsebene als auch ggf. auf der gesamtwirtschaftlichen Ebene ab. Sie haben also das Potenzial, zu umfassenden Veränderungen und Entwicklungen zu führen. Im Bereich von Innovationen und Wissenstransfer spiegelt sich die wechselseitige Beeinflussung dieser „*social remittances*“ und translokaler Livelihoods wider. Translokalität kann (a) die Akquirierung und Verbreitung neuen Wissens im ländlichen Herkunftsraum der Transmigranten beschleunigen (z. B. Wissen über [landwirtschaftliche] Technologien und Methoden), gleichzeitig jedoch (b) die vorhandene Wissensbasis (z. B. Wissen über Landwirtschaft) stören oder sogar zerstören.

Zu a)

Transmigranten erwerben am Zielort ihrer Wanderung oft wertvolle Kenntnisse, lernen neue Handlungsweisen kennen und eignen sich u. U. Wissen über neue Technologien und Methoden an. Sie transferieren dieses Wissen in die Herkunftsdörfer, deren Lokalökonomien davon profitieren können. Aufgrund dieses translokalen Wissenstransfers kann u. a. die landwirtschaftliche

Produktivität gesteigert werden; aber auch nichtagrarische Bereiche können von den Erfahrungen der Migranten profitieren. So betont z. B. Deshingkar (2004), dass in Migration angeeignetes Wissen insbesondere auch für die Errichtung außerlandwirtschaftlicher Unternehmen nützlich sein kann.

Zu b)

Translokalität bedeutet aber nicht nur den Zufluss von neuem, u. U. ökonomisch nutzbarem Wissen in den ländlichen Raum; die Migration in translokalen Zusammenhängen kann auch zu einem „Abfluss“ von Wissen führen. Das betrifft vor allem den landwirtschaftlichen Bereich: Translokale Haushaltsführung kann dazu beitragen, dass über Generationen übermitteltes landwirtschaftliches Wissen nicht mehr weitergegeben wird. In translokalen Zusammenhängen bildet sich häufig eine Art „*Kultur der Migration*“ heraus, in der die Arbeitswanderung fester Bestandteil des Rollenverständnisses junger Männer (und zunehmend auch Frauen) ist. In solchen Kontexten besteht die Gefahr, dass bewährtes agrarökologisches Wissen nicht mehr von den Alten an die Jugend weitergegeben wird, weil letztere dieses Wissen als nicht mehr relevant erachtet. Notwendiges landwirtschaftliches Know-how und das agrarökologische Wissen über Bodenbeschaffenheit, Niederschlagsverhältnisse etc. kann so verloren gehen. Mit dem Verlust landwirtschaftlichen Wissens verringert sich die Flexibilität der ländlichen Bevölkerung, auf Chancen und/oder Bedrohungen (z. B. des Agrarmarktes) zu reagieren. Das führt nicht nur dazu, dass vorhandene Potenziale zur Intensivierung oder Ausweitung der Produktion nicht effektiv genutzt werden, sondern kann zudem Produktivitätseinbrüche zur Folge haben. Außerdem werden die Bewältigungskapazitäten („ *coping capacities*“) der Haushalte in Krisenzeiten verringert, so dass sich ihre Resilienz (z. B. gegenüber Ernährungskrisen) verringert. Die Folgen: Die Verwundbarkeit nimmt zu, ebenso wie die Abhängigkeit von außerlandwirtschaftlichen Erwerbsmöglichkeiten (und weiterer Arbeitsmigration).

Das Verhältnis von Migration, Translokalität und Wissensfluss ist somit ambivalent. Für eine genauere Abschätzung und Abwägung der ökonomischen Vor- und Nachteile der Wissenszu- und -abflüsse sind weitere komparative Forschungen in unterschiedlichen regionalen Kontexten notwendig.

3.2 Ökologische Dimension

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 6.2, S. 174ff.

Die ökologische Dimension translokaler Livelihoods wurde von der Wissenschaft bislang noch zu wenig in den Blick genommen. Im Mittelpunkt steht hierbei die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Translokalität und der Veränderung der natürlichen Umwelt. Dieser Nexus ist bislang recht einseitig, nämlich im Kontext der Diskussion um umwelt- bzw. klimabedingte Migration, behandelt worden: *Wie wirken sich Umweltveränderungen auf das Migrationsgeschehen aus?*

In dieser Debatte kann zwischen „Alarmisten“ und „Skeptikern“ unterschieden werden (vgl. Greiner, Peth, Sakdapolrak 2015: 5): Während Erstere in neo-geodeterministischer Manier versuchen, einen unmittelbaren kausalen Zusammenhang zwischen Umweltwandel und Migration herzustellen und die Wanderung als unvermeidbare „*emergency response*“ betrachten, sehen die Skep-

tiker diesen direkten Wirkungszusammenhang keineswegs und werfen den alarmistischen Argumentationen „*shaky empirical character and sloppy nature*“ (Piguet 2013: 155) vor.

In zahlreichen Studien zur umwelt- bzw. klimabedingten Migration wird die These vertreten, dass Verwundbarkeit, Anpassungsfähigkeit und Resilienz eng verknüpft sind mit den Livelihoods, der Risikoexposition und den Anpassungsmöglichkeiten von Einzelpersonen, Haushalten oder Gruppen. Migration wird dabei entweder als gescheiterte Anpassung an Umweltwandel, d. h. als ein Versuch, die Verwundbarkeit gegenüber Umweltstress zu mindern, oder als wichtiger Bestandteil der Existenzsicherung angesehen.

Inzwischen setzt sich zunehmend wieder die Überzeugung durch, dass Umweltveränderungen eben nicht determinierend auf das Wanderungsgeschehen wirken, sondern dass unterschiedliche, sehr komplexe und miteinander verknüpfte Formen sozialer Ungleichheit zur Verwundbarkeit gegenüber Umweltveränderungen – und somit auch zur Migration – beitragen. Die sog. „*klimabedingte Migration*“ ist eben nicht primär klimabedingt, sondern maßgeblich abhängig von den jeweils spezifischen Befähigungen („*capabilities*“) und Anpassungsmöglichkeiten der einzelnen Personen, Haushalte, Gemeinschaften etc. – und diese sind eben deutlich weniger klimatisch als *strukturell bedingt*.

Wenn man Migration als Prozess und nicht als Zustand betrachtet, wird deutlich, dass die ökologischen Bedingungen sich nicht nur auf Migrationsbewegungen auswirken, sondern dass Migration umgekehrt auch die Umweltbedingungen prägt. Bisher jedoch wurden die Wirkungen der Migration bzw. der Translokalität von Livelihoods auf die natürlichen Bedingungen in den ländlichen Räumen Afrikas zu wenig untersucht: *Welche Rückkopplungseffekte haben Aspekte des Translokalen wie z. B. Rücküberweisungen etwa auf Bodenqualität und andere ökologische Parameter?*

Eine ganzheitliche Betrachtung des wechselseitigen Verhältnisses von Umweltveränderungen, landwirtschaftlicher Nutzung des Bodens und Translokalität wäre notwendig. Ein in diesem Sinne geeigneter Ansatz könnte die von Greiner, Peth und Sakdapolrak (2015) vorgeschlagene Synthese aus dem Konzept der sozioökologischen Systeme („*socio-ecological systems*“) und einer translokalen Perspektive sein. Mit dieser Idee zielen die Autoren darauf ab, nicht nur die Betrachtung der Effekte von Umweltwandel auf Migration (und Translokalisierung) zu ermöglichen, sondern auch die Analyse der Rückkopplungsprozesse von Migration auf die Umwelt. Darüber hinaus öffnet diese Perspektive explizit den Blick auf die Handlungsweisen von Akteuren im Umgang mit „Umweltstress“ über räumliche Distanzen hinweg (Greiner, Peth, Sakdapolrak 2015: 9-10).

Hinsichtlich der Frage, ob sich Migration und Translokalität nun positiv oder negativ auf die natürliche Ressourcenbasis in den Herkunftsgebieten auswirken, gibt es in den vorliegenden empirischen Studien sehr unterschiedliche Antworten. Diese Varianz wird z. B. deutlich, wenn man sich Studien zu Kenia anschaut (vgl. hierzu Greiner, Sakdapolrak 2012). Einige Studien stellen heraus, dass ländliche Haushalte, die ein translokal diversifiziertes Einkommen haben, auch produktivere Landwirtschaft betreiben, da sie wegen der Rimessen leichter finanzielle Risiken, z. B. für Investitionen in intensiveren oder diversifizierteren Anbau, eingehen können. Auch wird dargestellt, dass die durch Rimessen begründete erfolgreiche kommerzielle Landwirtschaft letztlich auch auf die größere Bereitschaft zur Investition in Boden- und Wasserschutzmaßnahmen zurückzuführen ist. Mortimore und Tiffen (2004) beschreiben z. B., dass das zusätzliche Einkommen aus Rücküberweisungen den Bauern die Möglichkeit eröffne, vermehrt in Landwirtschaft zu

investieren, so dass u. a. der Terrassenfeldbau ausgebaut werde. Dies habe nicht nur zu einer nachhaltigen Produktionssteigerung geführt, sondern auch zu einer Erholung der Umwelt in vorher stark degradierten Gebieten.

Konträr zu diesen positiven Einschätzungen gibt es auch zahlreiche Studien, die negative Auswirkungen translokaler Haushaltsführung auf landwirtschaftliche Aktivitäten und die natürlichen Ressourcen betonen. Die hohe Abwanderungsrate bei Männern führe dazu, dass immer mehr landwirtschaftliche Aufgaben von den Zurückbleibenden übernommen werden müssten. Deren höhere Arbeitsbelastung münde in eine Vernachlässigung arbeitsintensiver Wasser- und Bodenerhaltungsmaßnahmen. Auch führe die Abwanderung junger männlicher Arbeitskräfte zu einer Deintensivierung der Landwirtschaft, in deren Folge z. B. terrassierte Anbauflächen aufgegeben und auch andere Maßnahmen der Erosionsbekämpfung eingestellt wurden, so dass es z. T. zu kompletten Ernteausfällen gekommen sei. U.a. stellt Nyangena (2008) in einer komparativen Studie fest, dass die Wahrscheinlichkeit der Investition in Erosionsschutz und bodenerhaltende Maßnahmen sinke, wenn Haushalte Rücküberweisungen bekämen. Als zentralen Grund führt er an, dass sich im Zuge der Translokalisierung auch die ländlichen Haushaltsmitglieder umorientieren: Innerhalb des diversifizierten ökonomischen Haushaltsportfolios werde landwirtschaftlichen Aktivitäten geringere Bedeutung beigemessen, und damit verlören auch Fragen der Bodenqualität und des Ressourcenschutzes für die ländliche Wohnbevölkerung an Relevanz.

Angesichts der sehr unterschiedlichen empirischen Forschungsergebnisse hinsichtlich der ökologischen Auswirkungen von Migration in ländlichen Herkunftsgebieten wird ersichtlich, dass in diesem Bereich noch dezidierter Forschungsbedarf besteht. Gleichzeitig wird deutlich, dass die translokale Livelihood-Perspektive dabei einen angemessenen Forschungsrahmen bilden kann, da diese Perspektive es ermöglicht, die Migration als integralen Bestandteil der Existenzsicherung und als Strategie der Anpassung zu betrachten. Sakdapolrak et al. (2016) weisen darüber hinaus darauf hin, dass das zudem die Möglichkeit eröffnet, die livelihoodbezogene Migrationsforschung näher an die Forschung zur *sozial-ökologischen Resilienz* heranzuführen. Sie schlagen das Konzept der *translocal social resilience* als Analyserahmen vor; ein solches Konzept ist ohne die Idee der translokalen Livelihoods kaum denkbar. Die Vorteile des Konzepts der translokalen sozialen Resilienz umreißen die Autoren aus dem TransRe-Projekt folgendermaßen:

„Conceptualizing translocal social resilience in this way emphasizes i) the everyday practices of social actors who are embedded in social fields, which are structured by the endowment of social actors with different forms of unequally distributed capital and at the same time are ii) embedded in translocal social networks that facilitate the flow of resources, practices and ideas between places. An approach to translocal social resilience as constituted by practices in translocal social fields therefore places emphasis on the circumstances under which connectedness emerges, is maintained or non-existent. Furthermore a translocal social resilience approach to the environment-migration nexus stresses iii) agency of mobile and immobile actors with regard to the articulation, regulation and distribution of ecosystem services and hence unravels the constructed and politicized nature of human-environment relations.“ (Sakdapolrak et al. 2016: 89).

Zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass es derzeit keinen generellen Konsens in der Wissenschaft gibt, wie sich Migration (und Rimessen) auf die Landnutzung und somit auf die natür-

lichen Ressourcen im ländlichen Raum in Subsahara-Afrika auswirkt. Einige Studien weisen der Migration zerstörerische Effekte auf die Ressourcenbasis und die sozioökologischen Systeme nach, andere gelangen zu der gegenteiligen Auffassung. Die auffallende Widersprüchlichkeit der empirischen Ergebnisse aus Einzelstudien verweist letztlich darauf, dass die Wirkungen nicht nur sehr komplex, sondern vor allem kontextabhängig sind. Das meint zweierlei: Zum einen wird deutlich, dass Menschen in Abhängigkeit vom Handlungskontext und ihrer jeweiligen Verwundbarkeitssituation unterschiedlich handeln und insofern auch der *outcome* ihrer Strategien (inkl. ihrer migratorischen Handlungen) sich unterscheiden wird. Zum anderen wird zunehmend ersichtlich, dass sich die Handlungskontexte immer mehr innerhalb raumübergreifender sozialer Felder translokal formieren. Während in der Forschung zwar nach wie vor die Tendenz feststellbar ist, Umweltmigration als einmalige und unidirektionale „*emergency response*“ zu deuten, gibt es mittlerweile immer mehr Studien, die ausdrücklich anerkennen, dass Migranten und Nicht-Migranten eingebettet sind in multi- bzw. translokale soziale und sozial-ökologische Netze (Greiner und Sakdapolrak 2014: 7-8).

Es zeigt sich also, dass eine translokale Livelihood-Perspektive geeignet ist, auch die Resilienzforschung aus ihrer containerrräumlichen Befangenheit zu befreien und der Kontextabhängigkeit der sozioökologisch relevanten Handlungsfolgen analytisch gerecht zu werden. Für künftige Forschungen zum Zusammenhang von Migration und Umweltveränderungen bietet es sich also an, Resilienz gegen Umweltstress vor dem Hintergrund translokaler Realitäten zu analysieren.

3.3 Soziale Dimension

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 6.3, S. 183ff.

In zahlreichen Studien zu Migration in Afrika klingen verschiedene Aspekte der Wirkungen translokaler Livelihoods auf soziale Praktiken und Prozesse an. Dabei geht es um die (Neu-)Verhandlung von Geschlechterrollen, den Wandel sozialer Normen, Werte und Einstellungen ebenso wie um den Umgang mit Fragen der Bildung und Gesundheit.

Im Folgenden sollen einige der genannten Bereiche in Hinblick auf ihre Beeinflussung durch translokale Livelihoods betrachtet werden. Im Mittelpunkt stehen die Aspekte Bildung (3.3.1) und Gender (3.3.2) sowie der Bereich der Gesundheit (3.3.3).

3.3.1 Bildung

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 6.3.1, S. 184ff.

Bildung gilt gemeinhin als Schlüssel für gesellschaftliche Entwicklung. Deshalb wurde auch das Millenniumsziel 2 „*Grundschulbildung für alle Kinder*“ formuliert, wonach bis 2015 allen Kindern ein Grundschulbesuch ermöglicht werden sollte. Es wird geschätzt, dass weltweit etwa die Hälfte aller Kinder, die keinen Zugang zu Bildung haben, in Afrika lebt. 29 Länder weltweit weisen eine Nettoeinschulungsquote von unter 85 % auf – 16 von ihnen liegen in Afrika südlich der Sahara.

Trotz der Fortschritte der letzten Jahre ist die Bildungssituation in Afrika nach wie vor extrem ungenügend. Nicht nur die geringen Einschulungsquoten, sondern auch die hohe Anzahl der

Schulabbrüche und der häufig fehlende Lernerfolg sind Indikatoren für die Bildungsmisere in weiten Teilen Afrikas. Die Problemquellen sind vielfältig: Geringe Verfügbarkeit und Qualität der Lehrmittel und Schulbücher; z. T. hohe Schulgebühren, geringe Qualität der schulischen Infrastruktur; z. T. extrem lange Schulwege; Mängel bei Ausbildung, Bezahlung und Motivation sowie Fehlzeiten des Lehrpersonals spielen eine ebenso wichtige Rolle wie die jeweilige Gesundheit der Kinder, der familiäre Hintergrund, die Ernährungssituation und soziale bzw. geschlechterspezifische Disparitäten.

Insbesondere im ländlichen Raum kulminieren die Bildungsprobleme: Die Einschulungsraten dort sind nicht zuletzt aufgrund der großen Distanzen zwischen den Schulen sehr gering, die Abbrecherquoten besonders hoch und die Chancenungleichheiten zwischen den Geschlechtern am stärksten ausgeprägt.

Welchen Einfluss hat nun die translokale Organisation der Livelihoods auf die Bildungssituation im ländlichen Raum in Afrika südlich der Sahara?

In diesem Bericht wurde bereits herausgestellt, dass Bildung bzw. der Schulbesuch ein wichtiger migrationsinduzierender Faktor ist, zum einen weil Erwachsene migrieren, um mit ihren Rücküberweisungen anderen Familienmitgliedern den Schulbesuch zu ermöglichen, zum anderen weil Kinder zu entfernt lebenden Haushaltsmitgliedern (oder sonstigen Verwandten) ziehen, um dort von besser ausgebauter schulischer Infrastruktur zu profitieren. Das heißt, entweder migrieren die Schüler selbst, um (bessere) Schulbildung zu erhalten, oder die Schulbildung im ländlichen Raum wird durch Rimessen ermöglicht.

Studien, die sich mit der Verwendung migrantischer Rücküberweisungen auseinandersetzen, zeigen, dass der Finanzierung von Bildung beim Ausgabeverhalten in der Tat ein großer Stellenwert zukommt — oft mit dem Ziel, den Kindern bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu eröffnen. Im Optimalfall kann diese Strategie eine Positivspirale aus Schulbesuch, Bildungserfolg, Arbeitsmarktchancen, Einkommensgenerierung und Investition in Gang setzen.

Dilger (2013) stellt für translokale Haushalte in Tansania dar, dass es bei den auf dem Land lebenden Haushaltsmitgliedern eine deutliche Erwartungshaltung gegenüber den in der Stadt arbeitenden Mitgliedern gibt, einen Teil ihres erwirtschafteten Einkommens in die Schulbildung ihrer jüngeren Verwandten zu investieren. Dies kann zum einen geschehen, indem mit Rücküberweisungen der Schulbesuch in den ländlichen Herkunftsgebieten finanziert wird oder indem die Kinder und Jugendlichen am städtischen Haushaltsstandort aufgenommen werden, um ihnen dort den Zugang zu Bildung zu ermöglichen. In zahlreichen Studien finden sich Hinweise darauf, dass viele Kinder und Jugendliche im subsaharischen Afrika gewissermaßen als Bildungsmigranten innerhalb translokaler Zusammenhänge mobil sind.

Dass sich Migration(erfahrung) auf das Bildungsverhalten auswirkt, unterstreicht eine Studie der *International Organization for Migration* (IOM). Sie zeigt z. B. für Kamerun, dass die Ausgaben für Bildung in Familien von zurückgekehrten Migranten höher ausfallen als in Familien ohne Migranten, wobei die Ausgaben für Bildungszwecke dann am höchsten sind, wenn aktuell ein Mitglied in Migration ist. Dieses Ergebnis lässt sich auf zweierlei Weise interpretieren: Entweder erwirtschaften die Migranten ausreichend Einkommen, um die Bildungsausgaben zu finanzieren, oder es

kommt in den Migrantenfamilien zu einem Wertewandel, der zu einer größeren Wertschätzung des Nutzens formaler Schulbildung führt.

Translokalität und die innerhalb der ländlichen Bevölkerung teilweise mit Arbeitsmigration assoziierten Aufstiegschancen (an anderem Ort) können einen konkreten Anreiz für Bildung bieten: Die Inhalte und der Nutzen der formellen Schulbildung beziehen sich oft vornehmlich auf urbane Lebens- und Arbeitswelten und weniger auf ländliche bzw. landwirtschaftliche Kontexte. Wenn die Migration in eine Stadt oder ins Ausland nun als eine Chance gesehen wird, die eigenen Lebensbedingungen bzw. die der Familie zu verbessern, dann stellt das eine zusätzliche Motivation dar, in Bildung zu investieren.

Migration und translokale Haushaltsführung können aber auch zu einer Verschlechterung der Bildungssituation führen, wenn junge Erwachsene oder auch Kinder vom Schulbesuch ferngehalten werden, um den migrationsinduzierten Arbeitskräftemangel in der Landwirtschaft auszugleichen oder wenn sie ihrerseits durch Arbeitsmigration zur Existenzsicherung der translokalen Haushalte beitragen müssen.

Obwohl sich die Translokalität der Livelihoods wohl insgesamt eher positiv auf die Bildungssituation auswirkt, weil sie für viele Kinder in Afrika einen Zugang zu (besserer) Schulbildung eröffnet, lässt sich diese Aussage keineswegs dahingehend erweitern, dass translokale Haushalte ein durchschnittlich höheres Bildungsniveau aufweisen als lokal organisierte. Für Ghana zeigt z. B. eine Weltbank-Studie (World Bank 2009), dass das durchschnittliche Bildungsniveau translokaler Haushalte mit rücküberweisenden Binnenmigranten im Durchschnitt sogar niedriger ausfällt als bei lokal organisierten Haushalten und dass nur bei Haushalten, die Rücküberweisungen von internationalen Migranten empfangen, ein positiver Zusammenhang zu Bildungsindikatoren feststellbar ist. In dieser Diskrepanz manifestiert sich der sich selbst verstärkende Zusammenhang zwischen der ökonomischen Situation und dem Bildungsniveau von Haushalten einerseits und die Kontextabhängigkeit der Translokalisierungsmotive andererseits: Verwundbarere bzw. ärmere Haushalte (mit niedrigerem Bildungsniveau) translokalisieren sich aus Alternativlosigkeit; die Option der internationalen Migration (insbesondere in OECD-Staaten) ist ihnen aufgrund von Ressourcenmangel eh meist verwehrt. Ökonomisch bessergestellte Haushalte (mit durchschnittlich höherem Bildungsniveau) hingegen haben eher die Wahl, sich nicht zu translokalisieren oder aber die sich an anderen Orten – u. U. auch im Ausland – ergebenden Chancen gezielt im Sinne einer Maximierungslogik zu nutzen. Dank der Rimessen von ökonomisch erfolgreichen Migranten können wohlhabendere Haushalte mehr Geld für Bildung ausgeben und damit wiederum ihre Arbeitsmarktchancen verbessern.

Insofern ist Migration zwar eine Strategie der Anpassung an die in weiten Teilen Afrikas äußerst schwierige Schulsituation, und oft werden die translokalen Strukturen genutzt, um mit den Hindernissen auf dem Weg zu formeller Schulbildung umzugehen; bestehende Ungleichheiten innerhalb der (translokalen) Gemeinschaften aber werden dadurch vermutlich nicht überwunden, sondern eher verstärkt.

3.3.3 Gender

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 6.3.2, S. 191ff.

In der Literatur besteht Einigkeit, dass Migration und Translokalität von Livelihoods Effekte auf die bestehenden Geschlechterverhältnisse in Afrika südlich der Sahara haben. Aber in Hinblick auf die Fragestellung, wie sich Migration und Translokalität auf Genderbezüge und Geschlechterrollen auswirken, finden sich indes deutlich divergierende Sichtweisen. Manche Autoren argumentieren, dass die Rolle der Frau durch translokale Lebensführung gestärkt würde, andere sehen die Konsequenzen für Frauen deutlich kritischer.

In der Diskussion um Translokalität/Migration und Gender in Subsahara-Afrika lassen sich zwei Hauptlinien ausmachen: Zum einen wird (a) die Migration von Frauen thematisiert (oft unter dem Schlagwort „*feminization of migration*“), zum anderen (b) stehen die veränderten Rollen und Aufgaben der Frauen im Fokus, wenn diese aufgrund der Arbeitsmigration männlicher Haushaltsmitglieder im ländlichen Raum zurückbleiben (Schlagwort: „*feminization of agriculture*“).

Zu a)

Die lange von männlicher Arbeitswanderung dominierten Migrationssysteme in Afrika verändern sich in jüngerer Zeit deutlich. Zu den augenfälligsten Veränderungen gehört, dass mittlerweile immer mehr Frauen in das Migrationsgeschehen in Afrika involviert sind.

Hinsichtlich der Bedeutung dieses Prozesses der „Feminisierung der Migration“ für die gesellschaftliche Rolle der Frau stellen sich zunächst zwei grundsätzliche Fragen:

1. *Evoziert die Migration von Frauen einen Wandel in den vorherrschenden Geschlechterverhältnissen in Afrika südlich der Sahara? Oder ist die vermehrte Wanderung von Frauen in Afrika südlich der Sahara bereits Ausdruck eines Wertewandels?*
2. *Hat die Feminisierung der Migration evtl. letztlich viel weniger mit Wertewandel und Befreiung der Frauen aus dem Korsett traditioneller Rollenmuster zu tun, als Entwicklungsforscher es gerne hätten? Ist weibliche Migration somit doch vornehmlich Ausdruck von Verwundbarkeit, die nicht nur aus der gegenwärtigen sozialen Stellung der Frauen resultiert, sondern auch aus der verwundbaren Situation des jeweiligen Haushalts?*

Letztlich stellt sich also die Frage, ob bestehende Geschlechterbezüge sich im Zuge der Feminisierung der Migration dahingehend ändern, dass Frauen mehr Selbstbestimmungsmöglichkeiten und gesellschaftliche Teilhabechancen erlangen, oder ob die Frauen wandern und ihre Rollen und „geschlechtsspezifischen“ Handlungsmuster im Gepäck mitnehmen. Wandern die Frauen, um mehr (soziale, ökonomische, kulturelle etc.) Unabhängigkeit zu erreichen, oder wandern sie, um bestehenden Rollenerwartungen gerecht zu werden? Einhellige Antworten liefern die vorliegenden Fallstudien keineswegs.

Es gibt verschiedene Studien, welche die emanzipatorische Wirkung von weiblicher Migration betonen und bisweilen die Flucht aus genderspezifischen sozialen Verpflichtungen und der Befreiung aus ländlichen Traditionen als Ursache für weibliche Migration sehen. Migration also als Möglichkeit für Frauen, sich aus der Zwangsjacke traditioneller Geschlechterverhältnisse zu be-

freien. Die zunehmende Mobilität von Frauen wird somit als Chance gedeutet, konventionelle Geschlechterrollen zu verändern und neu zu definieren.

Jene Studien, die emanzipatorischen Effekte herausstellen, beziehen sich meist auf solche Wanderungen, bei denen Frauen allein migrieren, also nicht innerhalb bestehender Haushaltsnetzwerke. Diese Form der weiblichen Migration in Afrika wurde in der Tat zu lange von der Wissenschaft vernachlässigt; Frauen wurden vornehmlich als zurückbleibende Ehefrauen zirkulärer Arbeitsmigranten in den Blick genommen oder als nachziehende Ehepartner.

Dass der direkte Zusammenhang zwischen „*Feminisierung der Migration*“ und Wandel der Geschlechterbezüge in der Afrika-Forschung bisweilen überschätzt wird, liegt m. E. nicht nur daran, dass der Grad der Unabhängigkeit der allein migrierenden Frauen überschätzt wird, sondern auch deren quantitativer Anteil an der gesamten weiblichen Migration. Aufgrund der weitverbreiteten Verwundbarkeit in vielen afrikanischen Lebenszusammenhängen ist eine Migration ohnehin kaum ohne soziale Kontakte möglich. Für Frauen stellt sich eine „unabhängige“ Migration jedoch als noch schwieriger dar, da sie wegen ihrer gesellschaftlichen Position in vielen afrikanischen Gesellschaften in besonderem Maße strukturell benachteiligt sind. Hinzu kommt, dass Frauen größere Schwierigkeiten auf dem städtischen Arbeitsmarkt haben und zudem signifikant niedrigere Löhne erhalten. Insofern dürften soziale Kontakte und die Einbindung in soziale Netzwerke für Frauen in der Regel noch essentieller sein als für Männer. Darüber hinaus wird die „unabhängige“ Land-Stadt-Migration von Frauen in vielen ländlichen Regionen häufig argwöhnisch betrachtet, das „städtische Leben“ mit Werteverfall und „unmoralischen“ Verhaltensweisen assoziiert. Die Migration von Frauen birgt folglich auch die Gefahr von Reputations- und Statusverlust.

Es gibt viele Hinweise darauf, dass der seit Jahrzehnten zu beobachtende Anstieg weiblicher Wanderungen vor allem mit der steigenden Bedeutung translokaler Livelihoods und deren Veränderungen zusammenhängt. Vermutlich findet ein Großteil der weiblichen Migration heute innerhalb translokaler sozialer Felder und zwischen verschiedenen Standorten translokaler Haushalte statt. Das heißt: Die Migration von Frauen bedeutet kein Verlassen bzw. Hintersichlassen eines sozialen Gefüges, sondern räumliche Mobilität innerhalb eines bestehenden sozialen Zusammenhangs, der sich raumübergreifend formiert. Sie wandern nicht, um ihrer Verantwortung im Haushalt zu entkommen, sondern oft um dieser im translokalen Haushalt gerecht zu werden.

Allerdings scheint sich die Rolle der Frau in translokalen Zusammenhängen erheblich zu verändern, denn ihre Aufgabenbereiche beschränken sich keineswegs mehr auf die Versorgung von Kindern, Alten und Kranken. Vielmehr ist die Frau verstärkt in die Erwerbstätigkeit eingebunden: Innerhalb der translokalen Zusammenhänge wandern heute deutlich mehr Frauen, um in städtischen Gebieten Einkommen (für ihre Familien) zu erwirtschaften. Adepoju (2005) interpretiert diese Entwicklung weniger als Ausdruck eines vollzogenen Wertewandels als im Sinne einer Reaktion auf die sich verschärfende Armutssituation: Das klassische System der Arbeitsteilung der Geschlechter sei vor allem auch dadurch im Umbruch, dass sich die städtischen Erwerbsbedingungen für Männer verschlechterten und die Frauen somit gezwungen seien, ihrerseits nach zusätzlichen Einkommensmöglichkeiten zu suchen, um für ihre Familien nun auch finanziell zu sorgen.

Auch der gestiegene Bildungsgrad bei Frauen hat einen Einfluss, denn erst die formelle Schulbildung eröffnet jungen Frauen (verbesserte) Erwerbschancen auf dem städtischen Arbeitsmarkt. Insofern gewinnt die Schulbildung der im ländlichen Raum lebenden Mädchen für die Haushalte einen höheren – auch ökonomischen – Stellenwert.

Obwohl die weibliche Arbeitsmigration in den meisten Fällen eher ökonomischen Zwängen entspringen dürfte, als direkter Ausdruck weiblicher Selbstbestimmung zu sein, ist zu vermuten, dass die veränderte Rolle von Frauen innerhalb translokal organisierter Livelihood-Systeme langfristig auch zu einem Wandel der gesellschaftlichen Positionierung der Frauen führen wird. Denn die weibliche Arbeitsmigration bedeutet – nicht zuletzt, da erwerbstätige Frauen über ein eigenes Einkommen verfügen – eindeutig einen Zugewinn an Unabhängigkeit.

Mehr ökonomische Unabhängigkeit und somit größere Eigenständigkeit der Frauen hat offensichtlich auch einen recht starken Einfluss auf deren Rückwanderungsverhalten im Alter. Verschiedene Studien verweisen darauf, dass offenbar deutlich mehr ältere Männer in die Herkunftsgebiete zurückkehren als Frauen. Die geschlechtsbezogenen Unterschiede beim Rückwanderungsverhalten lassen darauf schließen, dass das Leben in der Stadt insbesondere für Frauen attraktiver zu sein scheint als auf dem Land. Wenn man bedenkt, dass Frauen in Afrika südlich der Sahara jährlich insgesamt 40 Milliarden Stunden damit verbringen, Wasser zu holen – dieser Wert übersteigt den Vergleichswert der Männer etwa um das Achtfache (FAO 2003) –, erstaunt das nicht. Das bedeutet jedoch nicht unbedingt, dass Frauen sich eher aus translokalen Zusammenhängen lösen als Männer; sie zeigen zunächst nur, dass sie ihre Aufgaben im translokalen Livelihood u. U. lieber auf der städtischen Seite übernehmen und diese Möglichkeit aufgrund ihrer wachsenden ökonomischen Unabhängigkeit im Zuge der zunehmenden Einbindung in den (städtischen) Arbeitsmarkt auch eher wahrnehmen können.

Derzeit zeichnet sich nicht ab, dass die „*feminization of migration*“ zu einer Auflösung translokaler Livelihoods führt. Zu groß ist die sozioökonomische Notwendigkeit zur Translokalität. Alternativen bieten sich vielen Haushalten derzeit nicht. Aber im Falle einer substanziellen Verbesserung der Lebens- und Arbeitsmarktsituation in städtischen Gebieten – so deuten die Ergebnisse an – wären vermutlich die Frauen eher bereit, die ländliche Haushaltsbasis aufzugeben. Gugler und Ludwar-Ene (1995: 263) bringen es auf den Punkt: „(...) *women are more urban than men.*“

Zu b)

Die landwirtschaftliche Produktion und Ernährungssicherung in Afrika liegt heute überwiegend in weiblicher Hand: Über 90 % der Grundnahrungsmittel und über 30 % der Marktfrüchte werden mittlerweile von Frauen produziert; und in den meisten Regionen sind 50 % bis 80 % der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte Frauen (Schäfer 2002: 1; FAO 2011: 5, 32). Eine wichtige Ursache für diese Entwicklung ist die Translokalität der Livelihoods.

Der Einfluss männlicher zirkulärer Arbeitsmigration auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im ländlichen Raum in Subsahara-Afrika ist vergleichsweise gut untersucht. Im Zentrum steht hierbei die Beobachtung, dass die Migration arbeitsfähiger Männer angesichts der meist unverändert arbeitsintensiven Bewirtschaftungsmethoden zu einem Mangel an Familienarbeitskraft an den ländlichen Haushaltsstandorten geführt hat. Frauen übernehmen immer häufiger auch solche Arbeiten der Landbewirtschaftung, die nach klassischem Rollenverständnis zum männ-

lichen Aufgabenbereich gehören, und tragen zentrale Verantwortung für den Produktionsprozess. Dieses Phänomen wird häufig als „*feminization of agriculture*“ bezeichnet.

Zahlreiche Arbeiten verweisen insbesondere auf die Mehrbelastung, die mit der Verdopplung der Produktions- und Reproduktionsaufgaben einhergehen. Frauen kommen weiterhin ihren „traditionellen“ häuslichen Aufgaben (z. B. Betreuung von Kindern, Kranken und Alten) nach und müssen zusätzlich die Felder bewirtschaften und sich um das Vieh kümmern. Ihre Schwierigkeiten beim Ressourcenzugang (Land, Investitionsmittel, Services) und die eingeschränkte Ressourcenkontrolle reduzierten darüber hinaus die Chancen der Kleinbäuerinnen, durch die Integration in die Marktproduktion wirtschaftlich autonomer zu werden.

Zum Teil verweisen die Studien auf die besonderen Verwundbarkeiten frauengeführter Haushalte im ländlichen Raum und auf deren ökonomischen Abhängigkeiten von den Rücküberweisungen der Männer (z. B. Francis 2002).

De facto befinden sich die zurückbleibenden Frauen von Arbeitsmigranten also in der Rolle des Haushaltsvorstands am ländlichen Standort, was mit einer Erweiterung des Aufgabenspektrums einhergeht. Dies umfasst eben u. a. auch landwirtschaftliche Aufgaben: Frauen müssen sich oft in kürzester Zeit die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten in Bereichen aneignen, die bis dato männliche Domänen waren. Es findet also eine Verschiebung der traditionellen Geschlechterrollenverteilung in der realen Alltagspraxis statt. Diese Verschiebung der Aufgaben- und Arbeitsbereiche führt jedoch nicht zu einer gleichzeitigen Veränderung der Hierarchie- und Machtverhältnisse innerhalb des (translokalen) Haushalts bzw. der Gemeinschaft: Zwar werden überkommene geschlechtsspezifische Kategorisierungen einzelner Arbeitsbereiche revidiert, indem nun auch Frauen in Eigenregie pflügen, säen oder ernten, jedoch finden die Frauen (und ihre Arbeitsleistung) auch mit der Übernahme „männlicher“ Aufgaben oft keine zusätzliche gesellschaftliche Anerkennung (etwa in Form größerer Entscheidungsbefugnisse). Die Geschlechterrollen bleiben also häufig stabil.

Ramisch (2015) berichtet in einer Studie zu rural-urbaner Migration aus Westkenia, dass sich die alten Geschlechterrollen insbesondere im Zuge der Ausbreitung der Mobilkommunikation (re-) stabilisieren: Wegen der extrem hohen Frequenz des Telefonkontakts entstehe eine telekommunikative Dauerpräsenz des Mannes, so dass die gewachsene Autonomie und Verantwortlichkeit der Frauen für den ländlichen Teil des Haushalts zunehmend wieder verloren geht. In dem Bemühen des abwesenden Mannes, seiner Rolle als Haushaltsvorstand gerecht zu werden, mische dieser sich, ohne Kenntnis der Situation vor Ort, in die täglichen häuslichen und landwirtschaftlichen Entscheidungen ein. Der Mann kann so seine patriarchale Machtposition (wieder) festigen – wenngleich nicht unbedingt zum Wohle des Haushalts und dessen landwirtschaftlichen Produktivität.

Die im Zuge der Translokalisierung der Livelihoods stattfindende „Feminisierung der Landwirtschaft“ – so lässt sich zusammenfassen – hat zwar die Aufgaben- und Verantwortungsbereiche weiblicher Haushaltsmitglieder im ländlichen Raum deutlich erweitert, jedoch hat sich damit deren gesellschaftliche Position kaum verbessert. Und selbst wenn die Frauen substanziell zum Haushaltseinkommen beitragen, bleibt die Verfügungsmacht über diese Mittel meist gering. Auch die Verfügungsmacht über das Land stellt sich nach wie vor als schwierig dar: Obwohl Frauen den überwiegenden Teil der Arbeitskraft stellen, besitzen sie in den meisten afrikanischen

Staaten nur geringfügige Anteile der landwirtschaftlichen Betriebsflächen (FAO 2016). Vielfach wird afrikanischen Frauen der Zugang zu Land auch durch das geltende Erb- und Landnutzungsrecht erschwert.

Auch beim Zugang zu landwirtschaftlichen Beratungsservices werden Kleinbäuerinnen häufig benachteiligt. Nur 5 % der Kleinbäuerinnen erhalten überhaupt landwirtschaftliche Beratung (Oxfam 2013). Probleme gibt es darüber hinaus beim Zugang zu Kleinkrediten für Investitionen (z. B. in landwirtschaftliche Technologie oder Betriebsmittel) (FAO 2011).

Die wirtschaftlichen Potenziale von Frauen in der Landwirtschaft sind also aufgrund zahlreicher rechtlicher, agrarpolitischer und soziokultureller Hindernisse beschränkt. Diese Schwierigkeiten im Ressourcenzugang und die geringe Ressourcenkontrolle verringern insgesamt die Chancen der Frauen, in die Marktproduktion einzusteigen, um so wirtschaftlich autonomer zu werden und die landwirtschaftliche Produktion zu steigern.

An der generellen Benachteiligung von Frauen in der Landwirtschaft hat auch die Translokalisierung der Livelihoods bislang offenbar nicht viel geändert: In Afrika südlich der Sahara ist das Geschlecht weiterhin die zentrale Kategorie, die über Ressourcenzugang und -kontrolle entscheidet.

3.3.4 Gesundheit

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 6.3.3, S. 208ff.

Der Zusammenhang zwischen Translokalität und Gesundheit ist vielschichtig. Er erstreckt sich über Fragen nach der Verbreitung von Krankheiten im Zuge von Migration und translokaler Lebensführung sowie über eine veränderte Einstellung zu Gesundheitsfragen bis hin zu eventueller Verbesserung der Gesundheitsversorgung durch mehr finanzielle Mittel oder den verbesserten Zugang zu Gesundheitseinrichtungen aufgrund translokaler Haushaltsführung zwischen Land und Stadt. Er umfasst zudem die physische wie psychische Gesundheit sowohl der Migranten als auch der Daheimgebliebenen sowie die Auswirkung von Translokalität auf das allgemeine Gesundheitsniveau einer Gesellschaft.

Ausbreitung von Krankheiten: Die IOM (2013) geht in ihrem Bericht zu Migration und Entwicklung davon aus, dass die Mobilität von Menschen die Verbreitung ansteckender Krankheiten deutlich begünstigt. Ein sehr prominentes Beispiel hierfür ist die jüngste Ebola-Epidemie in Westafrika, die sich in rasantem Tempo entlang der Migrationsrouten in die Hauptstädte und lokalen urbanen Zentren ausbreitete. Weit weniger ansteckend, jedoch wesentlich weiter verbreitet ist der HI-Virus. Eine konkrete Einschätzung der Auswirkungen von Translokalität auf die Verbreitung von HIV und AIDS ist anhand der Literaturlage nur schwer möglich, da die Studien sich z. T. widersprechen – wenngleich die Mehrheit der Studien den Zusammenhang zwischen (zirkulärer) Migration und der Verbreitung von HIV betonen. Sehr viele Studien weisen darauf hin, dass sich zirkuläre Arbeitsmigranten hauptsächlich am Zielort ihrer Migration mit dem HI-Virus infizierten und dann ihre Frauen oder Freundinnen während temporärer Aufenthalte im Herkunftsdorf ansteckten. Die Ausbreitung des HI-Virus entlang von Migrationsrouten und translokaler Netzwerklinien konnte vielfach und eindeutig nachgewiesen werden.

Aber der in den späten 1980er und 1990er Jahren immer wieder postulierte Zusammenhang zwischen der Verbreitung von HIV/AIDS und Migration hat mittlerweile deutlich an Signifikanz eingebüßt: Schon zu Beginn der 2000er stellte die IOM (2002: 2) für das südliche Afrika fest, dass dieser Zusammenhang an Relevanz verliere, weil AIDS flächendeckend in der Gesamtbevölkerung verbreitet sei: HIV und AIDS sind in vielen Teilen Afrikas inzwischen ubiquitär. Vor diesem Hintergrund erstaunt auch das Ergebnis einer aktuellen Studie von Kenyon et al. (2014) nicht. Nach der Analyse von Daten aus 141 Ländern, darunter 28 subsaharische Länder, konnten sie keinen statistischen Zusammenhang mehr zwischen Migrationsintensität (Binnenwanderung und internationale Migration) und der Verbreitung von HIV feststellen.

Somit lässt sich schlussfolgern, dass die Translokalisierung der Livelihoods in den 1990er Jahren die Verbreitung des HI-Virus sehr stark begünstigte, weil viele Arbeitsmigranten sich an den Zielorten infiziert hatten und dann als Überträger des Virus fungierten, der dann auch in den ländlichen Herkunftsgebieten streute. Mittlerweile jedoch hat die (translokale) Migration keinen unmittelbaren Einfluss mehr auf die Ausbreitung der Krankheit.

Auswirkungen von AIDS auf (translokale) Haushalte: Man kann heute nicht mehr zweifelsfrei sagen, translokale Haushalte seien häufiger von AIDS betroffen als lokal organisierte Haushalte. Trotzdem lässt sich vermuten, dass die AIDS-Pandemie extrem viele translokale Haushalte im subsaharischen Afrika vor existentielle Probleme stellt, die vor allem im ländlichen Raum wirksam werden: Die Krankheit bedeutet den Ausfall von Arbeitskraft und im Falle erkrankter Arbeitsmigranten den Wegfall oft überlebensnotwendiger Rimesen. Zum anderen führt die Krankheit u. U. zu Prozessen der *Detranslokalisierung*, denn erkrankte Arbeitsmigranten kehren oft an den ländlichen Haushaltsstandort zurück, um dort gepflegt zu werden und letztlich zu sterben („*Returning-Home-to-Die*“-Phänomen). Die Rückkehr der Kranken bedeutet zusätzliche soziale, ökonomische und auch emotionale Belastungen sowie oft eine folgenschwere Destabilisierung des Haushaltsgefüges.

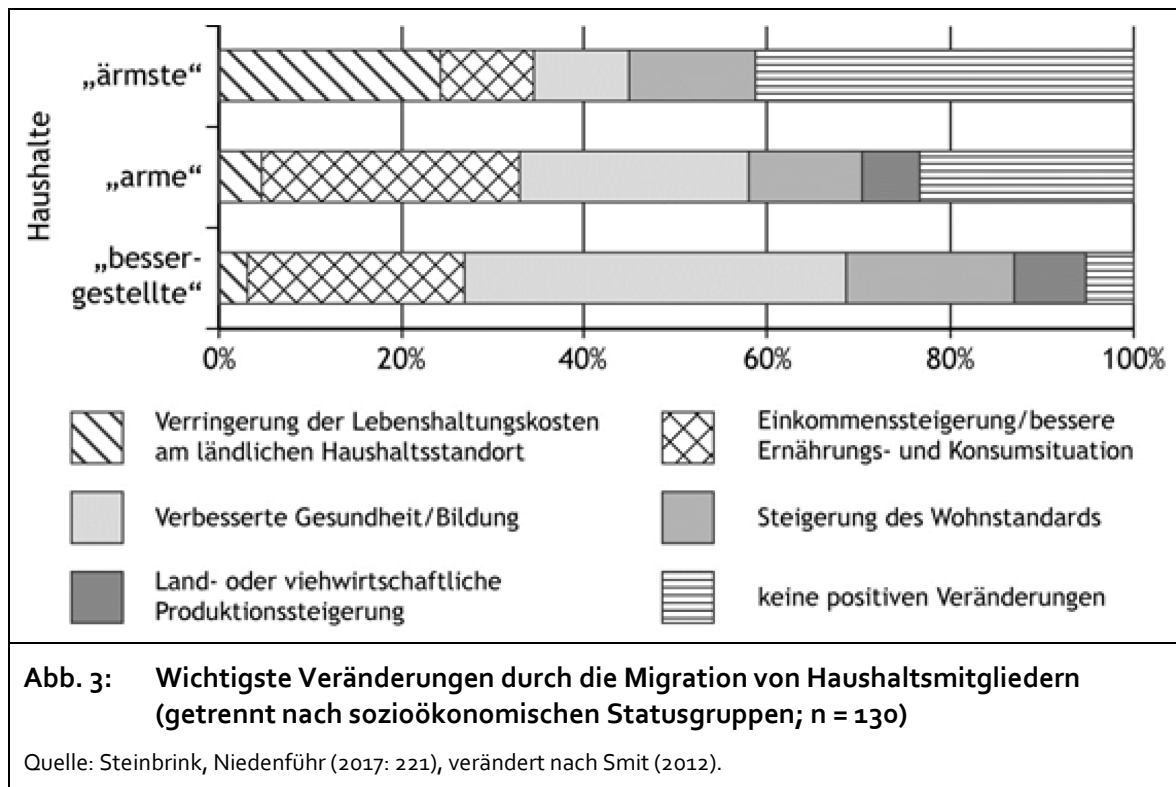
Oft sind es die Kinder in von AIDS betroffenen Haushalten, die in besonderem Maße leiden, und zwar schon bevor sie zu Waisen werden: Wenn Eltern oder andere erwachsene Haushaltsmitglieder HIV-bezogene Symptome zeigen, müssen die Kinder oft neue Aufgaben übernehmen, seien es zusätzliche Pflichten im Haushalt (Kochen, Putzen, Wassertragen und Wäsche), Pflege von erkrankten Personen oder ihrer Geschwister im Kleinkindalter (Füttern, Waschen, Hilfe beim Toilettengang, Begleitung bei Arztbesuchen etc.) sowie landwirtschaftliche oder außerlandwirtschaftliche Arbeit. Die schulischen Leistungen sinken im Falle einer AIDS-Erkrankung der Eltern häufig deutlich, weil die kindliche Arbeitskraft im Haushalt gebraucht wird oder weil aufgrund des Verdienstaufschlags der Eltern und der hohen Medikamentenkosten keine finanziellen Mittel mehr für Schulgebühren vorhanden sind. Die Versorgung von AIDS-Waisen stellt die translokalen Haushalte ebenfalls vor immense ökonomische und sozial-psychologische Probleme – mit weitreichenden Folgen für die Erziehung und Bildung der betroffenen Kinder und Jugendlichen. Auch der allgemeine Gesundheitszustand von AIDS-Waisen im ländlichen Raum ist erheblich schlechter als jener von Nicht-Waisen.

Die Logik rural-urbaner Livelihoods führt dazu, dass das Leben im ländlichen Raum am stärksten von den folgenschweren Auswirkungen von AIDS betroffen ist: In den ländlichen Gemeinden wird ein Großteil der Last dieser sozialen Katastrophe getragen.

Hoffnung bieten derzeit Programme zur antiretroviralen HIV-Therapie (ART). Aktuelle Studien (z. B. aus Südafrika) belegen, dass ART-Programme dazu beitragen, sowohl die Ansteckung zu verringern als auch die Lebenserwartung von HIV-Infizierten zu erhöhen. Bor et al. (2013) fanden heraus, dass sich infolge des Programms die Lebenserwartung drastisch erhöht hat. Die durchschnittliche Lebenserwartung eines 15-Jährigen stieg von 2003 bis 2011 von 49,2 Jahren auf 60,5 Jahre. Tanser et al. (2013) haben in derselben Region vergleichende Untersuchungen zum Ansteckungsrisiko durchgeführt. Demnach sinkt das Infektionsrisiko mit Ausweitung des ART-Programms signifikant. Da AIDS in Afrika – wie dargestellt – aufgrund der translokalen Logik in besonderer Weise ein ländliches „Entwicklungsproblem“ ist, hätten großangelegte ART-Programme gleichzeitig die Wirkung „integrierter ländlicher Entwicklungsprogramme“, da sie deutlich übersektorale Effekte (neben Gesundheit z. B. auch auf Bildung und Landwirtschaft) aufweisen.

Gesundheitsausgaben von Haushalten: Es ist plausibel, davon auszugehen, dass die Translokali-tät von Livelihoods sowohl Einfluss auf das Ausgabeverhalten der Haushalte für gesundheitsbe-zogene Dienste und Medikamente hat als auch zu veränderten Einstellungen und Handlungswei-sen hinsichtlich Gesundheitsfragen führt. Ob indes höhere Gesundheitsausgaben von Haushalten Ausdruck eines Wertewandels bzw. eines größeren „Gesundheitsbewusstseins“ sind oder ob sich darin lediglich ein höheres verfügbares Einkommen ausdrückt, bleibt letztlich unklar.

Rimessen von städtischen Haushaltsangehörigen werden am ländlichen Haushaltsstandort oft auch für die Finanzierung von Gesundheitsausgaben verwendet. Anhand der vorliegenden Stu-dien ist es jedoch schwierig, den Anteil dieser Ausgaben an der Gesamtsumme der Rücküberwei-sungen zu quantifizieren, auch weil insbesondere zu Rimessen aus Binnenmigrationen keine ver-lässlichen aggregierten Daten vorliegen (s. o.). Die Quellenlage lässt daher Einschätzungen vor allem für die internationalen Rücküberweisungen zu: In Bezug auf Kenia und Nigeria zeigen Wat-kins und Quattri (2014: 15), dass zwischen 5 % (Nigeria) und 7 % (Kenia) der internationalen Rücküberweisungen für die Gesundheitsversorgung ausgegeben werden. Obwohl diese Werte in Relation zu anderen Ausgabeposten recht klein erscheinen, machen sie absolut betrachtet ver-mutlich doch einen Unterschied. Denn Zourkaleini et al. (2013) stellen für Kamerun fest, dass die Ausgaben für Gesundheit bei Haushalten mit internationalen Migranten signifikant höher seien als bei Haushalten ohne Migranten. Insofern ist davon auszugehen, dass internationale Migration zu einer Verbesserung der Gesundheitsversorgung bzw. -situation der Angehörigen im Her-kunftsgebiet führt.



Fraglich ist jedoch, ob sich diese Ergebnisse auf den Kontext translokaler Binnenmigrationen übertragen lassen. Wie bereits oben beschrieben, weisen Haushalte mit internationalen Migranten und solchen mit Binnenmigranten deutliche Unterschiede im Wohlstandsniveau auf, was sich auch auf das Ausgabeverhalten (im Gesundheitssektor) auswirkt. Smit (2012) stellt für eine ländliche Region in Ruanda in Bezug auf interne Rimesen dar, dass über 40 % der Migrantenhaushalte angaben, sie würden Teile der Rimesenzahlungen für den Bereich „Gesundheit“ verwenden, lediglich der Bereich „Ernährung“ wurde häufiger genannt. In absoluten Zahlen jedoch ist der Betrag, der für Gesundheit ausgegeben wird, relativ gering. Trotzdem gaben 43 % der von Smit (2012) befragten Migrantenhaushalte an, dass sie durch die Migration eine Verbesserung im Bereich Gesundheit erfahren haben; ein Großteil gab konkret an, dass sie durch die Rimesen in der Lage seien, sich eine Krankenversicherung zu leisten, die ihnen im Krankheitsfall die Versorgung mit notwendigen Medikamenten und medizinischen Leistungen ermöglicht. Hierbei ist jedoch der sozioökonomische Status des Migrantenhaushalts entscheidend:

„Better-off migrant households namely experience significantly more often a positive change in access to health care than poorer migrant households.“ (Smit 2012: 105)

Aufschlussreich sind hier die Angaben der 130 von Smit (2012) im ländlichen Raum untersuchten Migrantenhaushalte auf die Frage, in welchen Bereichen sich aufgrund von Migration die wichtigsten Veränderungen ergeben hätten. Hier fallen erhebliche Diskrepanzen zwischen verschiedenen Wohlstandsgruppen auf (vgl. Abbildung 3).

Die häufigste Antwort der ärmsten Haushalte: Die Migration habe zu keinen wesentlichen Änderungen geführt. Und jene Haushalte, die Verbesserungen feststellen, nennen zumeist den Aspekt, dass die alltäglichen Ausgaben gesunken seien. Mit wachsendem Wohlstand – so zeigen die

Ergebnisse – rückt dieser Gesichtspunkt in den Hintergrund. Und am häufigsten wird von den wohlhabenderen Haushalten die Verbesserung in den Bereichen „Bildung“ und „Gesundheit“ genannt.

Es wird insgesamt deutlich, dass sich die sozioökonomische Stratifizierung auch im Gesundheitsbereich manifestiert – das gilt im lokalen wie im translokalen Kontext. Für einen Teil der translokalen Haushalte ergeben sich dank der Rücküberweisungen vermutlich sehr konkrete Verbesserungen im Bereich der Gesundheitsversorgung und -vorsorge (z. B. in Form einer Krankenversicherung); für viele verwundbare Haushalte indes reichen die Rimesen, so sie denn kommen, gerade für das Nötigste.

Dass sich Einstellungen und Verhalten in Bezug auf Gesundheit aufgrund von Migrationserfahrungen ändern können, stellen Helgesson Sekei et al. (2014: 59) in ihrer Studie zu *social remittances* in Tansania dar: Eine Veränderung des Gesundheitsbewusstseins findet am ehesten bei den Migranten selbst statt; wegen der Kontakte und der translokalen Kommunikation erreicht „neues“ Wissen jedoch auch Verwandte, Freunde und Bekannte in den ländlichen Herkunftsgebieten. Es ist davon auszugehen, dass sich der Austausch von Wissen und Erfahrungen über gesundheitsrelevante Fragen sowie die gesundheitsbezogenen Entscheidungsprozesse in translokal organisierten Haushalten mit der verbreiteten Nutzung von Mobiltelefonen heute anders gestalten als vor der Mobilfunkära. Der Einfluss der Mobiltelefonie auf die gesundheitliche Situation translokaler Haushalte ist aber bisher nicht erforscht.

Ebenfalls fehlen dem Autor Kenntnisse darüber, ob die translokalen Netze bereits für öffentliche gesundheitliche und medizinische Präventionsarbeit genutzt werden. So böte es sich z. B. an, die bestehenden komplexen und geographisch weit ausgreifenden translokalen Kanäle informeller Kommunikation gezielt im Sinne größerer „*Health Awareness Campaigns*“ zu nutzen und zirkuläre Migranten als Multiplikatoren für gesundheitliche Aufklärungsarbeit einzusetzen.

Zugang zu Pflege und medizinischer Versorgung: Die translokale Organisation der Lebensführung hat nicht nur Auswirkungen auf die ökonomischen Voraussetzungen der Haushaltsmitglieder, um im Alter oder Krankheitsfall Pflege und medizinische Versorgung zu erhalten. Auch die soziale und räumliche Struktur der Netzwerke bildet dafür eine wichtige Bedingung.

Innerhalb etablierter translokaler Netzwerke zwischen ländlichen und städtischen Gebieten sind auch alte und kranke Menschen mobil. Grund dafür ist, dass die Netze oft solche Orte miteinander verbinden, die jeweils unterschiedliche soziale und infrastrukturelle Opportunitätsstrukturen hinsichtlich der Gesundheitsversorgung aufweisen. Und im Bedarfsfall ermöglichen die translokalen Netzwerke den Alten und Kranken die Mobilität, um die an den verschiedenen Orten jeweils vorhandenen medizinischen Versorgungs- und/oder Pflegemöglichkeiten zu nutzen. Die translokale Mobilität alter und kranker Menschen zwischen Land und Stadt findet deshalb aus jeweils unterschiedlichen Gründen in beide Richtungen statt, a) von der Stadt aufs Land und b) vom Land in die Stadt:

Zu a)

In diesem Bericht wurde bereits mehrfach darauf verwiesen, dass viele Migranten nach ihrem Berufsleben oder wenn sie ihre Arbeitsfähigkeit einbüßen von der Stadt zurück aufs Land ziehen („*retirement migration*“, „*returning-home-to-die*“). Diese Migration kann haushaltsökonomisch

oder vor dem Hintergrund kultureller Normen (z. B. Ahnenglaube) erklärt werden. Wichtig in diesem Zusammenhang ist jedoch auch, dass – dem System translokaler Arbeitsteilung und Kooperation entsprechend – den Mitgliedern am ländlichen Haushaltsstandort, vor allem den weiblichen, die Pflegeaufgaben („*care role*“) zukommen. Die alters- oder krankheitsbedingte Remigration eröffnet den (Arbeits-)Migranten also die Möglichkeit informelle soziale Unterstützung in Anspruch zu nehmen, die am städtischen Haushaltsstandort oft nicht gegeben ist. Die Gesundheitsmigration von der Stadt aufs Land findet aber auch statt, um im Herkunftsdorf auf traditionelle Heilmethoden zurückzugreifen. Teilweise geht es dabei um die Verfügbarkeit spezifischer Heilmittel oder um die Konsultation bestimmter Heiler mit besonderer Reputation; auch die „Befragung“ der Ahnen ist bisweilen ein Grund für die Rückreise von Kranken ins Herkunftsgebiet.

Zu b)

Die alters- und krankheitsbedingte Mobilität aus ländlichen Herkunftsgebieten in urbane Zentren erklärt sich meist aus der räumlich ungleichen Verteilung von medizinischen Versorgungseinrichtungen. In vielen ländlichen Gebieten Subsahara-Afrikas ist die medizinische Versorgung kaum gewährleistet; es gibt zu wenige Ärzte, Krankenhäuser und Krankenstationen, und auch die Qualität der Ausstattung der medizinischen Infrastruktur ist meist miserabel. Selbst wenn die Bedingungen in den meisten afrikanischen Städten ebenfalls höchst problematisch sind, so sind sie in der Regel doch besser als auf dem Land. Die translokalen sozialen (Haushalts-)Netzwerke werden deshalb genutzt, um einen (besseren) Zugang zu der in Städten vorhandenen medizinischen Infrastruktur und (modernerer) medizinischer Versorgung zu bekommen. Dies umfasst ebenso akute Krankheitsfälle wie auch längerfristige oder vorbeugende Behandlungen sowie z. B. die prä- und postnatale Versorgung von Müttern. Der städtische Haushaltsstandort bietet ihnen eine Unterkunftsmöglichkeit und die dort lebenden Angehörigen die notwendige soziale und finanzielle Unterstützung während der Zeit der Behandlung.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass translokale Netzwerke in vielen afrikanischen Gesellschaften von essentieller Bedeutung für das Funktionieren des formellen und informellen Pflege- und Versorgungssystems sind. Große Teile der städtischen Bevölkerung sind im Krankheitsfall auf die informell organisierte Pflege von Verwandten im ländlichen Raum angewiesen; und es sind ebenfalls die translokalen sozialen Netzwerke, die für viele Menschen im ländlichen Raum den Zugang zu medizinischen Versorgungsdienstleistungen in der Stadt erst ermöglichen.

Die Bedeutung der Translokalität der Livelihoods für die Gesundheitsversorgung in Afrika ist bislang allerdings nicht genauer untersucht worden. Auch hier besteht also Forschungsbedarf.

4 Schlussbetrachtung

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 7, S. 229ff.

Das Phänomen der translokalen Livelihood-Organisation ist in Afrika südlich der Sahara ausgesprochen weit verbreitet. Vorhandene Zahlen zum Ausmaß der internationalen und innerstaatlichen zirkulären Migration sowie der Rücküberweisungen sind Indikatoren dafür, dass ein erheblicher Bevölkerungsanteil in Subsahara-Afrika in translokale Zusammenhänge eingebunden ist – grob geschätzt 40 % bis 60 % der Menschen aus ländlichen Regionen und ca. 70 % der Stadtbevölkerung, insgesamt also ca. ein halbe Milliarde Menschen.

Sesshaftigkeit und die lokale Organisation des alltäglichen Lebens sind in Afrika also keineswegs die universelle Norm. Vielmehr ist Migration ebenso integraler Bestandteil der Livelihoods wie soziale Vernetzung über teils große Entfernungen und flächenräumliche Grenzziehungen hinweg. Entsprechend stark hängen die Lebenssituationen in den ländlichen und städtischen Lebensräumen zusammen, weshalb konsequenterweise – und anstelle der Differenzierung nach ländlichen und städtischen Lebensbedingungen – von *translokalen* Lebensbedingungen gesprochen werden muss.

Die sich in vielen Staaten Afrikas verschlechternden Lebensbedingungen – in ländlichen ebenso wie in städtischen Gebieten – geben Anlass, die translokalen Verflechtungszusammenhänge vor allem als Produkt von Verwundbarkeit zu verstehen; denn es sind überwiegend verwundbare Bevölkerungsgruppen, die existenziell auf die Strategie der translokalen Haushaltsführung angewiesen sind. Insofern sind die translokalen Strukturen meist das Ergebnis eines Livelihood-Handelns, das auf Krisenbewältigung und/oder auf die Verringerung von Risiko und Unsicherheit abzielt.

Verwundbarkeit ist allerdings nicht nur Auslöser von Translokalisierungsprozessen, sondern die Translokalität ist gleichzeitig ein prägendes strukturelles Moment der Handlungsbedingungen: Es entstehen dauerhafte translokale sozialräumliche Strukturen. Somit ist der Kontext, in dem gehandelt wird und an den sich die Livelihood-Systeme anpassen müssen, selbst translokal.

Zwar wirkt die Translokalität der Livelihoods mildernd auf die Verwundbarkeit, weil sie die Handlungsmöglichkeiten der eingebundenen Akteure erweitert; jedoch entsteht in den vernetzten Teilräumen eine direkte Abhängigkeit von der Situation in den anderen Teilräumen: Sowohl Veränderungen der handlungsbeeinflussenden Rahmenbedingungen an einem Ort als auch die Handlungen selbst können die Akteure am jeweils anderen Ort direkt oder indirekt mitbestimmen. Es resultiert ein quasi-räumliches Interdependenzgefüge, in welchem lokale Einflüsse translokale Effekte haben. So kann es im Land-Stadt-Zusammenhang durchaus zur „Ruralisierung urbaner Krisen“ oder auch zur „Urbanisierung ruraler Risiken“ kommen.

Wie stehen nun Translokalität und ländlicher Strukturwandel zueinander?

Wenn wir „*Ländlichen Strukturwandel*“ – wie in Rauch et al. (2016: iv) vorgeschlagen – als „*langfristigen multi-dimensionalen Prozess der Veränderung grundlegender Merkmale der Wirtschafts- und Lebensweise der Menschen in ländlichen Räumen unter Berücksichtigung ihrer Einbettung in*

gesamtgesellschaftliche und globale Dynamiken“ begreifen, müssen wir die Translokalisierung der Livelihoods als wesentlichen Ausdruck dieses Strukturwandels verstehen. Im Zuge des Prozesses der Translokalisierung der Livelihood-Organisation verändern sich die Wirtschafts- und Lebensweisen gravierend, und zwar vor allem deshalb, weil sich die Strukturen in ihrer sozialräumlichen Ausprägung verändern: Die sozialräumlichen Strukturen dehnen sich aus und überspannen die Grenzen zwischen Land und Stadt. Diese Expansion schlägt sich in fast allen ökonomischen, gesellschaftlichen und kulturellen Aspekten der Lebensorganisation der Menschen, die in diesen translokalen Feldern agieren, nieder. *Es stellt sich also die grundsätzliche Frage, ob dieser tiefgreifende strukturelle Wandel überhaupt noch sinnvoll als ländlicher Strukturwandel bezeichnet werden kann.*

Ungeachtet einiger Zweifel lassen sich zumindest einige Rückschlüsse ziehen, die das Verhältnis von Translokalität und „(ländlicher) Entwicklung“ betreffen.

Translokale Livelihoods wirken nicht ausgleichend auf (räumliche) Ungleichheit

→ Steinbrink und Nidenführ (2017), Kap. 7.1, S. 232ff.

Translokale Livelihoods bilden sich letztlich nur aufgrund struktureller Ungleichheiten aus. Denn es geht bei der translokalen Livelihood-Organisation stets um die Kombination unterschiedlicher Wirtschaftstätigkeiten sowie um die Nutzung unterschiedlicher Möglichkeiten und infrastruktureller Ausstattung an unterschiedlichen Orten bei gleichzeitigem Streben nach Minimierung der Lebenshaltungskosten. Und es geht darum, mittels sozialer Netzwerke die an den jeweiligen Orten vorhandenen Opportunitätsstrukturen zu der einen Opportunitätsstruktur des translokalen Sozialraums verschmelzen zu lassen. Auf den Punkt gebracht: Gäbe es kein räumliches Muster struktureller Ungleichheit, gäbe es auch keine translokalen Livelihoods.

So plausibel es deshalb ist, raumstrukturelle Ungleichheiten als Auslöser von Translokalisierungsprozessen zu begreifen, so vorschnell wäre es, daraus – im Sinne neoklassischer Gleichgewichtsmodelle – eine Ausgleichstendenz abzuleiten.

Betrachtet man zunächst die Rimessen, die in translokalen Zusammenhängen überwiesen werden, so erscheinen diese in ihrer Summe wie ein mächtiger Kapitalfluss, der von strukturstärkeren, wohlhabenden Regionen auf strukturschwächere, ärmere Regionen gerichtet ist. Was vordergründig zwar wie ein großer Ausgleichsstrom aussehen mag, entpuppt sich jedoch, wenn man die sozioökonomischen Bedingungen der allermeisten Arbeitsmigranten betrachtet, oft lediglich als eine Umverteilung zwischen „Armen hier und Armen dort“. Die translokalen Strukturen sind kein Medium sozialer Umverteilung, sondern die Verwundbaren zahlen an Verwundbare. Dieser Transfer findet außerdem innerhalb translokaler Haushaltsstrukturen statt, ist also Teil jener internen Verteilungsprozesse auf der Mikroebene, um die sich Volkswirtschaftler normalerweise nicht kümmern. Durch diese Zahlungen allein werden die Haushalte nicht wohlhabender!

Bei der Beantwortung der Frage, ob die migrantischen Rücküberweisungen trotzdem langfristig positive Folgeeffekte für ländliche Entwicklungsprozesse haben und zum Abbau raumstruktureller oder sozialer Disparitäten führen, hilft der Blick auf die *Verwendung von Transferzahlungen*. Immerhin erhalten geschätzt zwischen 20 % und 40 % der Haushalte im ländlichen Raum Subsahara-Afrikas regelmäßig Rücküberweisungen, und etwa 20 % des im ländlichen Raum verfügba-

ren monetären Einkommens stammt aus Rücküberweisungen. Allerdings wird der überwiegende Teil der Rimessen nicht in „*productive assets*“ investiert, sondern von den Empfängern im ländlichen Raum für konsumtive Zwecke verwendet. Produktive Investitionen in den landwirtschaftlichen oder außerlandwirtschaftlichen Sektor werden – wenn überhaupt – von bessergestellten Haushalten getätigt. Der Großteil der translokalen Haushalte, die nahe dem Existenzminimum wirtschaften, kann sich produktive Investitionen gar nicht leisten, weil die verfügbaren Finanzmittel entweder nicht ausreichen oder das Risiko einer Fehlinvestition als zu groß erachtet wird. Insofern ist davon auszugehen, dass die Rücküberweisungen kaum endogene Wachstumsdynamiken in der ländlichen Lokalökonomie stimulieren. Und obgleich es durchaus Beispiele dafür gibt, dass insbesondere Rimessen von internationalen Migranten positive, regionalökonomische Effekte in den Herkunftsgebieten haben können, gilt: Solange ein Großteil der ländlichen Haushalte im Kontext erhöhter Verwundbarkeit wirtschaftet, sind von Rücküberweisungen keine „Wirtschaftswunder“ im ländlichen Raum zu erwarten.

Hinzu kommt, dass die Translokalität der Livelihoods oftmals eine wachstumshemmende Anomalie in der demographischen Struktur der ländlichen Wohnbevölkerung bedingt, was eine eigenständige wirtschaftliche Entwicklung auf dem Land deutlich erschwert. Das Bemühen in den ländlichen Regionen, den Mangel an familiärer Arbeitskraft zu kompensieren, führt zu einer starken Mehrfachbelastung der Zurückgeblieben. Die in diesem Zusammenhang zu beobachtende „Feminisierung der Landwirtschaft“ hat – nicht zuletzt wegen der nach wie vor schwächeren gesellschaftlichen Position und eingeschränkten Verfügungsmacht von Frauen – vielerorts zu einer weiteren Verschlechterung der Produktionsbedingungen und der Marktposition kleinbäuerlicher Betriebe geführt.

All das trägt dazu bei, dass die wichtigste verfügbare Ressource auf dem Land – der Boden – häufig ineffektiv genutzt oder gar der agrarwirtschaftlichen Nutzung gänzlich entzogen wird. Wachstumschancen im landwirtschaftlichen Bereich, die sich u.U. aus dem globalen Marktgeschehen ergeben, werden unter den derzeitigen Bedingungen häufig nicht genutzt. Auch deswegen leistet die Translokalität der Livelihoods keinen Beitrag zum Ausgleich der regionalen Disparitäten.

Als Resümee lässt sich formulieren, dass das System der translokalen Existenzsicherung auch zukünftig vermutlich eher dazu beitragen wird, bestehende Muster räumlicher Disparitäten und sozialer Ungleichheiten zu verschärfen und zu verfestigen.

Translokale Livelihoods sind vermutlich kein transitives Phänomen

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 7.2, S. 236ff.

Wenn wir davon ausgehen, dass raumstrukturelle Disparitäten ursächlich für Translokalisierungsprozesse sind und wir gleichzeitig feststellen, dass die Translokalität von Livelihoods nicht zu einer Abschwächung der Ungleichheiten führt, dann ist die Annahme, Translokalität von Livelihoods sei nur ein transitives Phänomen, bereits auf logischer Ebene unwahrscheinlich.

Aber auch auf empirischer Ebene gibt es wenig Anlass, davon auszugehen, dass translokale Livelihoods in näherer Zukunft an Bedeutung verlieren werden oder lediglich ein Übergangsphänomen im afrikanischen Urbanisierungsprozess sind, zumal sich in der neueren Literatur eine Fülle von Hinweisen findet, wonach raumübergreifende Organisationsformen der Livelihoods

eher noch weiter im Vormarsch sind. Dabei spielen nicht zuletzt die mobilen Kommunikationsmedien sowie das Internet eine entscheidende Rolle, weil intensive translokale Vernetzungsstrukturen dadurch entscheidend erleichtert und befördert werden.

Die Translokalität der Livelihoods ist das Ergebnis von Anpassung an sich verändernde Handlungsbedingungen und -optionen und darüber hinaus als Folge rationalen (Haushalts-)Handelns zu begreifen. Das heißt: Solange es den Akteuren sinnvoll erscheint, in translokalen Lebenszusammenhänge eingebunden zu sein, werden diese fortbestehen. Viele der vorliegenden Studien lassen sich dahingehend deuten, dass die Hauptursache für das Ent- und Bestehen translokaler Verflechtungen nicht die großen Chancen auf Wohlstand sind, sondern die meist fehlenden Alternativen: Für ein Gros der Haushalte ist die Translokalisierung der Livelihoods weniger eine Frage des Wollens als eine Frage des Müssens!

Die Triebkräfte der Translokalisierung lassen sich dabei keineswegs eindeutig im ländlichen oder im städtischen Raum verorten, denn auf beiden Seiten wirken (strukturelle) Rahmenbedingungen verursachend auf die Translokalität. Die landwirtschaftliche Produktionssituation (inklusive Krisenanfälligkeit aufgrund von Marktentwicklungen, Bodendegradation und klimatischen Unsicherheiten), die Schwierigkeiten bei der Marktintegration sowie die ungenügenden außerlandwirtschaftlichen Erwerbsmöglichkeiten in den ländlichen Herkunftsgebieten erschweren eine „sesshafte Existenzsicherung“ auf dem Land für große Bevölkerungsteile immens. Extrem niedrige Löhne und diverse Unwägbarkeiten auf dem städtischen Arbeitsmarkt, schlechte und unsichere Wohnbedingungen sowie vergleichsweise hohe Lebenshaltungskosten indes machen eine Abwanderung aller Haushaltsmitglieder oft unmöglich. Deshalb sind viele Haushalte gezwungen, die lokalen Opportunitäten – die jeweils für sich genommen eine Existenzsicherung nicht gewährleisten würden – translokal miteinander zu kombinieren.

Über die translokalen sozialen Vernetzungen findet also letztlich eine Verknüpfung verschiedenartiger lokaler Verwundbarkeitskonstellationen statt, deren Ziel es ist, die jeweiligen Risiken aufzufangen. Die Risikofaktoren selbst bleiben davon jedoch unbeeinflusst; vielmehr werden die Risiken lediglich (sozial, ökonomisch und räumlich) verteilt, um ihre potenziellen Auswirkungen abzufedern.

Viele der in diesem Bericht thematisierten Aspekte deuten darauf hin, dass die Verwundbarkeits-situationen nicht nur dazu beitragen, dass translokale Zusammenhänge entstehen, sondern auch dazu, diese zu festigen. Anders ausgedrückt: Die räumlichen Verflechtungen stabilisieren sich durch die dauerhafte Instabilität der Lebensbedingungen in den sozial vernetzten Teilräumen. Das lässt den Schluss zu, dass die translokale Organisation der Haushalte zwar u.U. sehr wohl als Strategie geeignet ist, mit den jeweiligen Unsicherheiten umzugehen, jedoch ist die Translokalität der Livelihoods allein kein Mittel, um die Notwendigkeit der Translokalität zu verringern.

Fazit: Die Notwendigkeit zur Translokalität bleibt sowohl im ländlichen als auch im städtischen Zusammenhang bestehen, und sie ergibt sich in hohem Maße aus den translokalen sozialen Wirklichkeiten selbst.

Ein translokales planerisches Bewusstsein ist notwendig

→ Steinbrink und Niedenführ (2017), Kap. 7.3, S. 238ff.

Insbesondere Leser aus der Entwicklungspraxis dürften sich vor der Lektüre dieses Berichts wohl eine Antwort auf diese Frage erhofft haben, ob die Translokalität der Existenzsicherung – mit Blick auf die Armuts- und Verwundbarkeitsproblematik im ländlichen Raum Subsahara-Afrikas – nun als positiv oder als negativ zu bewerten ist. Der Autor indes hofft seinerseits, dass nach der Lektüre deutlich geworden ist, dass es darauf keine eindeutige Antwort geben kann. Vielmehr schält sich die Erkenntnis heraus, dass es letztlich auch gar nicht darum geht, ob die raumübergreifende Form der Existenzsicherung Lösung oder Problem ländlicher Entwicklung in Afrika ist. Denn translokale Livelihoods sind das eine wie das andere bzw. weder das eine noch das andere. Doch auch eine so ambivalente Einsicht hat große praktische Relevanz: Entwicklungspolitik und Entwicklungszusammenarbeit sollten also weder spezifische Maßnahmen entwickeln, um die „Translokalität zu fördern“, noch direkte „Maßnahmen gegen Translokalität“ ergreifen.

Aus der richtigen Beobachtung, dass die Translokalität der Livelihoods das Resultat dynamischer Anpassungsprozesse ist, kann nicht einfach der Schluss gezogen werden, das Ergebnis sei eine „angepasste Lösung“, die als Selbsthilfebemühung der Zielgruppe deshalb unterstützungswürdig sei. Denn mit dieser Schlussfolgerung ließe man außer Acht, dass die Translokalität in ihrer Ausprägung oftmals Ausdruck von Zwängen und Alternativlosigkeit ist und die Verwundbarkeit der Akteure zudem mitunter perpetuiert. Andererseits: Wenn die Entwicklungspraxis die wichtige Erkenntnis, dass Translokalität oft sowohl Manifestation als auch Moment von Verwundbarkeit darstellt, ins Zentrum rückt und somit die Translokalität der Livelihoods als ein zu lösendes Problem deutet, würde sie deren z. T. existenzielle Notwendigkeit verkennen und auch die Chancen, die Migration und Translokalität zweifellos für bestimmte Haushalte haben.

Am Ende dieses Berichts soll deshalb die Empfehlung an die Entwicklungspraxis stehen, dass es nicht primär um Maßnahmen gehen sollte, welche die translokalen Systeme selbst zum Gegenstand machen. Etwaige Maßnahmen sollten sich allenfalls darauf beschränken, die translokalen „Reibungsverluste“, die durch Kosten und Aufwand für Transport, Kommunikation und Transfer (z. B. von Rimessen) entstehen, zu minimieren. Ansonsten kommt es in der Praxis vor allem darauf an, die translokalen Livelihoods als Tatsache anzunehmen, ihre Dynamiken zu verstehen und diese zu berücksichtigen. Translokalität muss als Kontext entwicklungspraktischer Arbeit anerkannt werden. An die Stelle des containerräumlichen (Land/Stadt-)Denkens sollte daher die politische und planerische Einsicht treten, dass Entwicklungsmaßnahmen, die translokal organisierte Zielgruppen betreffen, immer in deren translokalen Lebenszusammenhängen wirken.

Ein solches *translokales planerisches Bewusstsein* bedeutet zum einen die Anerkennung, dass lokal implementierte Maßnahmen fast zwangsläufig raumübergreifende Effekte in dem Sinne haben, dass Eingriffe auf der einen Seite auch Folgewirkungen auf der anderen Seite des translokalen Systems mit sich bringen und zudem Auswirkungen innerhalb des translokalen Systems selbst haben.

Translokales planerisches Bewusstsein bedeutet aber zum anderen auch, sich die translokalen Strukturen als Gelingensbedingung für die erfolgreiche Implementierung von Projekten und Maßnahmen zu vergegenwärtigen. Beispielhaft dafür sind spezielle Programme zur landwirt-

schaftlichen Beratung für Frauen: Solche Programme wären leicht zum Scheitern verurteilt, wenn nicht die sich andernorts aufhaltenden männlichen (de jure) Haushaltsvorstände in den Prozess eingebunden wären. Denn trotz ihrer Abwesenheit bleiben sie oft maßgeblich an landwirtschaftlichen Entscheidungen des Haushalts beteiligt.

Die komplexen Wirkungszusammenhänge des Translokalen stellen zweifellos große Anforderungen an die Entwicklungsplanung. Doch die translokale Planungsperspektive ist unabdingbar, um den sozialen Realitäten im ländlichen Raum Subsahara-Afrikas gerecht zu werden. Insofern möchte sich dieser Bericht vor allem als Plädoyer für eine (räumlich) integrierende Sichtweise auf „ländliche Entwicklungsprobleme“ in Afrika verstanden wissen.

Planerische Patentrezepte gibt es nicht. Grundsätzlich lässt sich aber festhalten, dass all jene Maßnahmen zielführend sind, die dazu beitragen, die „Notwendigkeit zur Translokalität“ zu verringern, und zwar erst einmal ganz unabhängig davon, ob diese Maßnahmen im ländlichen oder im städtischen Raum implementiert werden. Mit einer positiven Veränderung der lokalen Verwundbarkeitskontexte – sei es in der Stadt oder auf dem Land – gewinnen die Akteure an Handlungsspielraum und -freiheit. Ob dieses Mehr an Handlungsfreiheit von ihnen dann im Sinne von Relokalisierung und Sesshaftigkeit – hier oder dort, auf dem Land oder in einer Stadt – genutzt wird oder für die Etablierung neuer Strukturen und Formen von Translokalität, die für die Eingebundenen dann aber größere Prosperitätschancen eröffnen, kann hier nicht beantwortet werden – „besser“ wäre es in jedem Fall.

Und wenn Translokalität der Livelihoods schließlich nicht mehr Ausdruck von Alternativlosigkeit ist, sondern sich für die Menschen zu einer Möglichkeit entwickelt, die eigene Lebenssituation zu verbessern, dann wird auch *translokale Entwicklung* möglich.

Bibliographie

- Adepoju, A. (2005): Migration in West Africa. Global Commission on International Migration. Lagos: Human Resources Development Centre.
- Benz, A. (2014): Mobility, Multilocality and Translocal Development: Changing Livelihoods in the Karakoram. *Geographica Helvetica* (69): 259-270.
- Bor, J.; Herbst, A.J.; Newell, M.-L.; Bärnighausen, T. (2013): Increases in Adult Life Expectancy in Rural South Africa: Valuing the Scale-Up of HIV Treatment. *Science* 339(6122): 961-965.
- Brickell, K.; Datta, A. (Eds.) (2011): *Translocal Geographies: Spaces, Places, and Connections*. Ashgate: Farnham.
- Castells, M. (2001): *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter*. Wiesbaden: Leske und Budrich.
- de Haas, H. (2010): Migration and Development: A Theoretical Perspective. *International Migration Review* 44(1): 227-264.
- Deshingkar, P. (2004): *Understanding the Implications of Migration for Pro-poor Agricultural Growth*. London: Overseas Development Institute.
- FAO (Food and Agriculture Organization of the United Nations) (2003): *Gender – Key to Sustainability and Food Security*. Rome: FAO.
- (2011): *The State of Food and Agriculture. Women in Agriculture. Closing the Gender Gap for Development*. Rome: FAO.
- (2016): *Gender and Land Statistics*. <http://www.fao.org/gender-landrights-database/data-map/statistic/sen/> (09.06.2016).
- Francis, E. (2002): Gender, Migration and Multiple Livelihoods: Cases from Eastern and Southern Africa. *Journal of Development Studies* 38(5): 167-190.
- Greiner, C. (2011): Migration, Translocal Networks and Socio-Economic Stratification in Namibia. *Africa* 81(4): 606-627.
- Greiner, C.; Sakdapolrak, P. (2012): *Rural-Urban Migration, Agrarian Change, and the Environment in Kenya: a Critical Review of the Literature*. Wiesbaden: Springer.
- (2013): Translocality: Concepts, Applications and Emerging Research Perspectives. *Geography Compass* 7(5): 373-384.
- Greiner, C.; Sakdapolrak, P.; Peth, S.A. (2015): *Deciphering migration in the age of climate change: Towards an understanding of translocal relations in social-ecological systems*. TransRe Working Paper No. 2. Bonn: University of Bonn, Department of Geography.
- Gugler, J.; Ludwar-Ene, G. (1995): Gender and Migration in Africa South of the Sahara. In: Baker, J.; Aina, T.A. (Eds.) (1995): *The Migration Experience in Africa*. Nordiska Afrika Institutet. Sweden: 257-269.
- Helgesson Sekei, L.; Altvater, A.; Mrema, J.C.; Kisinda, A. (2014): *Sending Ideas Back Home: Exploring the potential of South-South social remittances in the United Republic of Tanzania*. ACP: Research Report. Brussels: ACP
- IOM (International Organization for Migration) (2013): *Migration and Development within the South: New Evidence from African, Caribbean and Pacific countries*. IOM Migration Research Series 46.
- Kenyon, C.; Buyce, J.; Colebunders, R. (2014): Classification of Incidence and Prevalence of Certain Sexually Transmitted Infections by World Regions. *International Journal of Infectious Diseases* 18: 73-80.
- King, B. (2011): Spatialising Livelihoods: Resource Access and Livelihood Spaces in South Africa, *Transactions of the Institute of British Geographers* 36: 297-313.
- Lohnert, B.; Steinbrink, M. (2005): Rural and Urban Livelihoods: A Translocal Perspective. *South African Geographical Journal* 87: 95-103.
- McKay, A.; Deshingkar, P. (2014): *Internal Remittances and Poverty: Further Evidence from Africa and Asia*. Migrating out of Poverty Working Paper 12. Sussex: University of Sussex.

- Mortimore, M.; Tiffen, M. (2004): Introducing Research into Policy: Lessons from District Studies of Dryland Development in Sub-Saharan Africa. *Development Policy Review* 22(3): 259-285.
- Nyangena, W. (2006): Essays on Soil Conservation, Social Capital and Technology Adoption. Department of Economics, School of Economics and Commercial Law. Göteborg: Göteborg University.
- Piguet, E. (2013): From "Primitive Migration" to "Climate Refugees": The Curious Fate of the Natural Environment in Migration Studies. *Annals of the Association of American Geographers* 103(1): 148-162.
- Rain, D. (1999): *Eaters of the Dry Season: Circular Labor Migration in the West African Sahel*. Boulder: Westview-Press.
- Ramisch, J. (2014): We will not Farm Like our Fathers did: Multilocal Livelihoods, Cellphones, and the Continuing Challenge of Rural Development in Western Kenya. In: Sick, D. (Ed.): *Rural Livelihoods, Regional Economies, and Processes of Change*. Oxon/ New York: Routledge: 10-25.
- (2016): "Never at Ease": Cellphones, Multilocal Livelihoods, and the Metabolic Rift in Western Kenya. *Agriculture and Human Values* 2016 (33): 1-17.
- Rauch, T.; Beckmann, G.; Neubert, S.; Rettberg, S. (2016): *Ländlicher Strukturwandel in Subsahara Afrika*. SLE Discussion Paper 01/2016. Berlin: SLE.
- Sakdapolrak, P.; Naruchaikusol, S.; Ober, K.; Peth, S.; Porst, L.; Rockenbach, T.; Tolo, V. (2016): Migration in a Changing Climate. Towards a Translocal Social Resilience Approach. *Die Erde* 147(2): 81-94.
- Schäfer, R. (2002): Gender und ländliche Entwicklung in Afrika. *Aus Politik und Zeitgeschichte B* (13-14): 31-38.
- Scharwatt, C.; Williamson, C. (2015): *Mobile Money Crosses Borders: New Remittances Models in West Africa*. GSMA- MMU working paper. London: GSMA.
- Smit, A. (2012): Impacts of Rural-Urban Migration on Rural Migrant Households in the Surroundings of Kigali. Master Thesis MSc International Development Studies. Utrecht: University of Utrecht.
- Steinbrink, M. (2007): Exploring the Role of Migrants' Networks in the Context of Translocal Livelihoods in South Africa. In: Lohnert, B. (Ed.): *Social Networks: Potential and Constraints. Indications from South Africa*. Saarbrücken: Verlag für Entwicklungspolitik: 73-113.
- (2009a): *Leben zwischen Land und Stadt, Migration, Translokalisierung und Verwundbarkeit in Südafrika*. Wiesbaden: Springer.
- (2009b): Urbanisation, Poverty and Translocality: Insights from South Africa. *African Population Studies* 23: 219-252.
- (2010): The Role of Amateur Football in Circular Migration Systems in South Africa. *Africa Spectrum* 45(2): 35-60.
- (2012): Migration, Netzwerk und „Entwicklung“. *Translokale Livelihoods in Südafrika*. IMIS-Beiträge 42: 165-204.
- Steinbrink, M.; Niedenführ, H. (2017): *Afrika in Bewegung. Migration, Translokale Livelihoods und ländlicher Strukturwandel in Subsahara-Afrika (=Global Studies)*. Bielefeld: transcript.
- Steinbrink, M.; Peth, S. (2014): Hier, dort und dazwischen. *Geographische Rundschau* 74(11): 32-39.
- Tanser, F.; Bärnighausen, T.; Grapsa, E.; Zaidi, J.; Newell, M.-L. (2013): High Coverage of ART Associated with Decline in Risk of HIV Acquisition in Rural KwaZulu-Natal, South Africa. *Science* 339(6122): 966-971.
- Tiffen, M.; Mortimore, M.; Gichuki, F. (1994): *More People, Less Erosion: Environmental Recovery in Kenya*. Chichester: John Wiley.
- UN Population Fund (2010): *State of World Population*. New York: UNFPA.
- Verne, J. (2012): *Living Translocality: Space, Culture and Economy in Contemporary Swahili Trading Connections*. Stuttgart: Steiner.
- Watkins, K.; Quattri, M. (2014): *Lost in intermediation. How excessive charges undermine the benefits of remittances for Africa*. London: Overseas Development Institute.
- World Bank (2009): *Remittances and Natural Disasters: Ex-post Response and Contribution to Ex-ante Preparedness*.
- (2016): Population. <http://data.worldbank.org/indicator/SP.POP.TOTL/countries?display=default> (12.5.2016)

- Yonazi, E.; Kelly, T.; Halewood, N.; Blackman, C. (2012): The Transformational Use of Information and Communication Technologies in Africa. eTransform Africa. Washington DC: World Bank Group
- Zelinsky, W. (1971): The Hypothesis of the Mobility Transition. *Geographical Review* 64(3): 219-249.
- Zoomers, A.; van Westen, G. (2011): Introduction: Translocal Development, Development Corridors and Development Chains. *International Development Planning Review* 33(4): 377-388.
- Zourkaleini, Y.; Mimche, H.; Nganawara, D.; Nouetagni, S.; Seke, K.; Chouapi, N.K.; Saidou, H.; Ledoux Tjomb, J.P. (2013): L'Impact des migrations Sud-Sud sur le développement au Cameroun (The impact of South-South Migration on Development in Cameroon). Brussels: ACP Observatory on Migration and IOM.

